



Berlin, den 6. August 1904.

Plehwe.

Wjatscheslaw Konstantinowitsch Plehwe, der im Zarenreich sechsundzwanzig Monate lang Minister des Innern war, ist in Petersburg durch eine Dynamitbombe getötet worden. Er hatte solches Ende gefürchtet und, um ihm zu entweichen, den Schein der Väterlichkeit nicht gescheut. Die Kutsche, in der er fuhr, war gepanzert und von einer Schuhmännerchaar umzingelt; Radfahrer, Reiter, manchmal ein Automobil: vorn, hinten, rechts und links eine lebende Hecke. Und zwischen Revolvern und Säbeln, dem Blick unerreichbar, kauerte hinter den kleinen Fenstern der rollenden Festung der stämmige Mann mit der früh verwitternden Fassade eines Riesen und dem Otternauge im Kopf eines schönen Jaguars. So zeigte, so verbarg Seine Hohe Exzellenz sich dem rechtgläubigen Volk. In den Ministerialbureaux wurde er ausgelacht, wurde, wenn kein Lauscher in der Nähe war, spöttisch gefragt, ob der Tyrannenspieler sich denn nicht schäme, seine Furchtsamkeit am hellen Tag durch die Straßen zu fahren. Nein. Er schämte sich nicht. Wie Philipp der Schöne, der gekrönte, bei Trechy schmählich geschlagene Tropf, hielt auch dieser Heldenposeur sich für den von der allweisen Vorsehung zum Retter des Vaterlandes auserwählten Mann; die Panzerplatten schützten la fortune de la Russie. Jeder sollte sehen, daß im weiten Rußland kein Anderer so gefährdet, gefürchtet ist wie Wjatscheslaw Konstantinowitsch Plehwe. Warum? Weil keiner mit so eisernder Treue dem Selbstherrscher dient. Das mußte auf den Kaiser wirken. Wirkte auch; Nikolais irritabler Sinn war von solcher Umgebung gerührt. Nützen konnte der Apparat freilich nicht. Wer be-

reit ist, sein Leben zu opfern, kann aus der dichtesten Leibwache Einen reißen und auf den dunklen Weg mitnehmen. Hundertmal ward erwiesen, daß weder uniformirte noch geheime Schutzmannschaft einen vom Fanatismus Bedrohten schirmt; tausendmal, seit Harmodios und Aristogeiton den Peisistratiden trafen. Doch sollte Plehwe etwa aus der Geschichte lernen?

Wer Solches forderte, hat das Wesen des Mannes nie erkannt. Wenn drüben, den lieben Engeln und bösen Teufeln zu Erbauung und Kurzweil, Zeitungen gehalten werden, wird Plehwe sich seiner Nekrologe freuen. Er hats erreicht. Er wird fast überall wie ein reaktionäres Genie behandelt. Wie eine starke Persönlichkeit, der die Malteser der liberalen Presse in schönem Zorn die Posafrage ins Grab nachheulen: „Sie wollten, allein in ganz Europa, sich dem Rade des Weltverhängnisses, das unaufhaltsam in vollem Laufe rollt, entgegenwerfen? Mit Menschenarm in seine Speichen fallen?“ An Katschow wird erinnert, Pobedonoszew als Schreckgespenst beschworen und schließlich gesagt, Mord bleibe zwar Mord, aber am Warschauer Bahnhof sei ein Geflügel, ein Erzfeind freier Menschenwürde, gerichtet worden. Das klingt pompös. Nur ist's erst ein Jahr her, seit die Pehren schauernd ihr Haupt verhängten, weil muthige serbische Patrioten den gemeingefährlichen Paralytiker Alexander und seine Weze geschlachtet hatten. Und wenn morgen der Massenmörder Abd ul Hamid in seinem Blut schwämme, würden sie fromm die graue Gewißheit beflennen, daß die Mordsucht in Europa endemisch geworden sei. Ein Bischen Aufrichtigkeit könnte nicht schaden. Plehwe galt — ohne triftigen Grund, wie seine Feinde selbst zugaben — als Anstifter und Begünstiger der bessarabischen Judenverfolgung; und da in einem großen Theil der englischen, deutschen, amerikanischen Presse die Stimmung von Söhnen Israels gemacht wird, wurde der „Schlächter von Kischeneu“ wie weiland Herr Hamaun gehaßt. Das ist menschlich. Ein ehrenwerthes Stammesgefühl mußte sich empört gegen die Barbarenwuth aufbäumen, die ohnmächtigen jüdischen Wucherern, jüdischen Bettlern die blutende Haut vom Gedärm riß. Nur soll man sich zu dem gerechten Judenressentiment offen bekennen, es nicht in der Flickenhülle schäbig gewordener Humanität ins deutsche Nest schmuggeln und für die Herzenssache der gesammten Menschheit ausgeben. Plehwe hat den Tod verdient, weil er des Judenmordes dringend verdächtig war; alle anderen Gräucl wären ihm, wie Robespierre, Crispi, Alexander Obrenowitsch, den Panamisten, dem Sultan, verziehen worden. Muß jüdische Hysterie aber das Zufallsgeköpf kaiserlicher Vaune in einen slavischen Machiavell umfälschen, den Duxendprokurator ins Gigantenmaß recken? Auch Khasvers Günstling

war ein kleiner, des Nachruhmes unwerther Mann; und nur das enge Hirn eines Kellerfanatikers kann danach streben, den Todestag Plechwe durch ein zweites Purim, ein neues Hamansfest, im Kalender verewigt zu sehen.

Vor hundert Jahren hatte Rußland einen Reichshistoriographen, der Karamsin hieß und der wachsenden Panславistengemeinde die Bibel gab. Dieser orenburger Asiat, den Speranskijs Modespielerei ärgerte, schrieb, von Verfassungsfiktionen, von der allergeringsten Einschränkung der Selbstherrlichkeit dürfe einstweilen nicht die Rede sein, und warnte, in einem Volk von Analphabeten künstlich Bedürfnisse zu wecken, die ungestört noch Jahrhunderte schlummern könnten; nur in schnellerer Rückkehr zur nationalen Ueberlieferung sah er das Heil. Hätte Plechwe auch nur ein Trüfchen solchen Gefühles gehabt: man müßte den Hut vor ihm ziehen. In den Nekrologen der Hasser ähnelt er einem Karamsin, erinnert er beinahe an die geniale Askanierin, die im Klima des Russenislams so rasch heimisch ward. In der gemeinen Wirklichkeit sah er ganz anders aus. Nichts von dem Temperament, der leidenschaftlichen Ueberzeugung Katkows, von der starken Intelligenz Bobodonojews, die alles erreichbare Wissen umfassen will, um es als nichtigen, dem Frommen abscheulichen Tand zu verschreien. Plechwe hat nie eine Sache gewollt; immer nur sich, seine carrière. Nicht einmal im Traum kam ihm der Gedanke an die einzige ernsthafte Revolution, die in Rußland möglich scheint: die slavische Jacquerie, den Aufstand der dumpfen Masse gegen die dünne Front der westwärts schielenden Intellektuellen. Das hätte ihm gar nicht gepaßt. Er überthrannte den Tyrannen, griff unstill hierhin und dorthin, kränkte und hegte Finen und Polen, Armenier und Juden, kürzte Professoren und Studenten, Bauern und Fabrikarbeitern das Bischen Lebensrecht und ließ kein Tadelswörtchen eines Zeitungschreibers ans Licht. Aber er wollte beliebt sein, Ruhmlisches über sich lesen und zitterte vor dem Fluch der Unpopularität. Gab sich für einen philosophischen Kopf, einen Hegelianer der alten Staatsschule, aus und hatte stets Muße, wenn er hoffen durfte, einen Journalisten, vielleicht gar einen aus Paris oder London, zu einem Lobliedchen beschwagen zu können. Kein Reaktionär, sondern ein Streber. Woran er glaube, wußte Niemand genau; kaum, woher er eigentlich stamme. Pole oder Deutscher, Katholik, Calvinist, Orthodoxer? Jedenfalls kein reiner Russe; und ohne die in einer sauberen Kinderstube empfangene Tradition. Um so kräftiger mußte er, wenn er zu Etwas bringen wollte, an seine Patriotenbrust schlagen, um so lauter den Segen ehrwürdiger Ueberlieferung preisen. Die Rolle des Liberalen hätte ihm mehr behagt. Da im Augenblick aber gerade eine eiserne Faust gesucht

wurde, mußte der Polenspflegling sich in die Zeit schicken, den starr Konservation spielen und die Riesenfassade dick mit Eisenfarbe anstreichen.

Die Berufspflicht hatte ihn an Gehorsam und zugleich an Härte gewöhnt. Er war Staatsanwalt, hatte den Alltagsverbrechen und den Verschwörungen der Nihilisten nachzuschneffeln, mit listigen Advokaten um die armen Sünder zu rauhen, und machte seine Sache so gut, daß er unter dem Herdenvieh bald aufstieg. Die Nase eines Spürhundes und die slinke Zunge Keines, der vor Nobels Thron um Gerechtigkeit fleht. Polizistentalent und Beredsamkeit: so köstliche Gaben konnten nicht unbelohnt bleiben. Loris-Melikow — Menschenkenntniß war nie die starke Seite der Liberalen — ließ ihn zum Departementchef im Ministerium des Innern ernennen. Jetzt hieß es, vorsichtig sein, um jeden Preis sich auf der ersten Sprosse der Ehrenleiter halten und, ohne den Reiz böser Nachbarn zu wecken, sacht höher klettern. Plehwe hats erreicht. Er stieß nirgends an, wurde nie lästig, war unter drei Kaisern, drei scharf von einander geschiedenen Regierungssystemen immer mit dem selben Eifer am Werk. Aus dem dunkelsten Schlupfwinkel scheuchte er die Verdächtigen auf. Kein Skrupel, kein Schwindelanfall schreckte sein robustes Gewissen. Daß er seinen Pflegevater anschwärzen, den brieflichen Verkehr Loris-Melikows, als der schwächliche Reformator in Ungnade gefallen war, überwachen mußte, war hart, aber nothwendig. So wurde er Wirklicher Geheimer Rath, Staatssekretär für Finland und, als Sipjagin ermordet war, Minister des Innern. Doch im neuen Würdenkleid lebte der alte Adam. Der Staatsanwalt, der überall Verbrecher wittert, schnell jeden erwünschten Schuldbeweis zu zimmern vermag und so abgehärtet ist, daß ihm die Wimper nicht zuckt, wenn er zwischen Frühstück und Mittagessen sechs Menschen an den Galgen schießt... Der geistreiche General Fadsjew pflegte zu sagen, ganz dumme Kerle gebe es nicht; irgendwo sei Jeder zu gebrauchen. Plehwe war ein pfliffiger, schlagfertiger und gut aussehender Staatsanwalt, das Ideal einer Büttelsohle. Wie, nach dem Worte des jungen Schiller, die Gottheit, so versteht sich manchmal aber auch ein Statthalter des Himmelskönigs übel auf seine Leute und macht aus vollkommenen Henkersknechten schlechte Minister.

Plehwe war ein spottschlechter Minister, zeigte sich im hohen Rang wirklich als einen Dummkopf und wurde von den verständigen Leuten im Zarenreich fast noch mehr verachtet als gehaßt. Dennoch brauchte der Klüngel, der ihn emporgebracht hatte, die Wahl des Werkzeuges nicht zu bereuen. Frühling 1902. In Ostasien ist nichts Rechtes mehr zu verdienen, die PolkonzeSSIONen am Jalu sind einstweilen nicht auszubeuten und Nikolaus scheint

entschlossen, vor der drohenden Grimasse der japanischen Affenhorde fänstiglich zurückzuweichen. Kein Wunder: noch beherrscht Sergej Juljewitsch Witte den Sinn des Bescheidenen und hindert thörichte Abenteuer. Das darf nicht dauern. Die Kamarilla, zu der ein paar Großfürsten, Alexejew, Bezobrazow und Andere eisdem farinae gehören, muß den Monarchen zunächst von dem Minister trennen, der, seit Lobanow tot ist, auch der internationalen Politik die Richtung weist. Das alte Spiel, das so oft den Kronenträgern verhängnißvoll ward, wird wieder begonnen. Ein Kaiser, zischelt's zum Thron hinan, darf sich nie dem Willen eines Sterblichen beugen. Ein von Gottes Gnade Gesalbter sieht weiter als andere Menschen. Nach einer Weile wirkt's. Der gutmüthige, schüchterne Zar, der seinem Volke das Beste ersieht, fängt sich zu fühlen an und gleitet erst, taumelt dann in den Bahn, für den Bismarck das Spottwort fand, manche Monarchen bildeten sich allen Ernstes ein, in einem besondern Geheimrathsverhältniß zum lieben Herrgott zu stehen. Nun darf man gegen den Minister schon Etwas riskiren. Dieser Herr Witte thut, als sei er berufen, das Vermächtniß Alexanders des Dritten zu wahren. Dabei hat er keine Ahnung von Rußlands weltgeschichtlicher Mission und wagt, zu behaupten, auch wir seien dem Entwicklungsgesetz unterthan und müßten den Weg der Europäerkultur gehen, — wir, die doch von ganz anderer Art sind als das saule Gefindel im Westen. Was hat er denn gar so Ungeheures geleistet? Schulen gegründet. Mit Recht aber sprach die große Kaiserin einst: „Wenn unsere Bauern anfangen, Etwas zu lernen, werden sie mich bald von meinem Sitz jagen.“ Und sonst? Ungefunde Industrie ins Land gebracht und unruhiges Proletariat gezüchtet. Eine zuverlässige Stütze der heiligen Autokratie ist der Mann sicher nicht. Strebt aber nach Allmacht im Reich und hält sich für unentbehrlich. Dieses Mittel verjagt nie. Unentbehrlich darf sich in Monarchien Keiner dünken. Mikolauß verliert die Unbefangenheit, die er früher im Verkehr mit seinem klügsten Minister hatte, und gewöhnt sich in den falschen, unföniglichen Stolz des Schwächlings, der sich von fremder Leistung verdunkelt fühlt. Er will seine Selbständigkeit zeigen, als Monomachos schalten: und sieht sich bei jedem Schritte doch gehemmt. Im ganzen Ministerrath ist kein tauglicher Handlanger. Der Hausmeier hält Alle in strenger Zucht. Da wird Plehwe empfohlen. Und nun hat der Sohn Alexanders den Mann, den er sich wünschte.

Die Gefahr des Asiatenkrieges war näher gerückt. Der weise Li-Hung-Tschang hatte sie vorausgesagt; als er zu den Krönungsfesten nach Rußland gekommen war, hatte er dem Finanzminister mit drängender Bärtlichkeit gerathen, die Bahn nur bis Wladiwostok zu bauen und sich nicht in den Süden

locken zu lassen; sonst seien unabsehbare Verwickelungen sicher. China wolle jede mögliche Erleichterung gewähren und werde, um den Russen einen Umweg von sechshundert Kilometern zu sparen, den Bau der mandschurischen Strecke Nertschinsk-Tsitsjkar-Wladiwostok erlauben. Nur ja nicht weiter südlich gehen! Witte hatte die Warnung beherzigt und immer die Räumung der Mandchurei empfohlen. Das hätte einen Strich durch die Rechnung der Kamarilla gemacht, die schon nach Korea lugte und auf neue profitliche Unternehmungen hoffte. Die Aufgabe, den Zaren für ihre Zwecke einzuspannen, war nicht ganz leicht; ein Trompetenstoß hätte den neurasthenischen Schwärmer aufgeschreckt. Man mußte es feiner anfangen. Was Witte will, hieß es, ist nicht falsch; nur ist's mit den Mitteln, die er vorschlägt, nicht zu erreichen. Solcher Finanzmensch versteht eben nichts von Taktik. Wer den Gelben nicht imponirt, ist verloren. Wenn wir uns heute süßsam zeigen, fordern sie morgen das Dreifache. Nein: auf den Tisch hauen, mit dem Schwert rasseln, die Makakenbande erinnern, daß sie mit dem Russenreich zu thun hat, vor dem der Erdkreis zittert. Dann giebt sie's billig; wird sich hüten, mit uns anzubinden; hat nur, so lange wir uns ducken, ein großes Maul. Das war bis jetzt der Fehler. Allzu bescheiden. Der Weiße Zar muß stets zeigen, daß er auf dem Stuhl des Weltrichters sitzt. So klang die Pockflöte. Und Nikolaus ließ sich einlassen. Er wollte den Frieden erhalten, glaubte, die Japaner würden allen Hohn, jede Schmälerung ihres Besitzes und ihrer Hoffnung ruhig hinnehmen, und verbot rechtzeitige Rüstung. Im Minister-rath hatte er ehrerbietigen Widerstand gefunden. Graf Samsonoff und General Kuropatkin gingen mit Witte, dessen erstes und letztes Wort immer war: Wir müssen erfüllen, was wir versprochen haben. Plehwe kam als Vertrauensmann der Hofclique ins Amt und trat offen als Anwalt der Kamarilla auf. Des Kaisers Wille war ihm höchstes Gesetz; und oft war der Dummkopf schlau genug, schon den fernern Wunsch des Herrn zu errathen. Der Gossudar war zufrieden. Endlich hatte er einen Gehilfen, auf den er sich unter allen Umständen verlassen konnte, der aus dem Advokatengezänk die Gabe rascher Replik mitbrachte und das Sachverständniß durch dreiste Schroffheit ersetzte.

In Rußland, wo nichts veröffentlicht werden darf, bleibt nichts verborgen. Auch die zwischen Witte und Plehwe in der Stille des Kronrathes gewechselten Worte sickerten schnell durch den Tshin und wurden von Mund zu Mund weiter getragen. Witte sagte, die militärische Besetzung der Mandchurei sei zwecklos, Port Arthur für Rußland auf absehbare Zeit ohne Werth. Plehwe antwortete, wer die erste Stufe einer Treppe betreten habe, müsse, wenn er nicht furchtjam scheinen wolle, weiterstreiten. Witte rieth, den ganzen

Komplex der in Ostasien streitigen Fragen den Diplomaten zu überweisen, die auch das Heikelste ohne Lärm erledigen würden. Plehwe's Antwort war: „Durch seine Bayonnette, nicht durch Diplomatenkunst, ist Rußland geworden, was es ist.“ Der in die Politik verschlagene Staatsanwalt, dessen Diplomatie in der geschickten Benutzung von Spitzelzuträgereien bestand und dem die Neussengeschichte ein versiegeltes Buch war, erdreistete sich, dem Colbert des Zarenreiches bei jeder erhaschbaren Gelegenheit über den Mund zu fahren. Und war auf solche Leistung höchst stolz, schwagte seine Rednertriumphe aus und ließ sich von den Abenteurern als Retter des Vaterlandes feiern. Witte that, was die Selbstachtung gebot. Er sah den Krieg kommen, den dümmsten, den Rußland je geführt hat, wollte ihn nicht verantworten und bat um Entlassung. Vielleicht hoffte er, der Herr werde ihn halten; doch der Abschied wurde in Gnaden bewilligt. Der kühnste, an Erfolgen reichste Finanzminister der Romanows ging: und erlebt nun den traurigen Trost, daß Alles eintrifft, was er prophezeit hat. Der Krieg ist gekommen und hat Rußland so unvorbereitet gefunden, wie es nach dem Willen seines friedlichen Zaren sein mußte.

Plehwe blieb in der Gunst. Weil er bequem war und nicht mehr sein wollte als ein Werkzeug erhabenen Willens. Niemals hat er, wie einst Pobedonozew und später Witte, Einfluß gehabt, nie die Richtung der Politik bestimmt. Dem kleinen Ehrgeiz genügte das schreckende Zeichen der Polizeimacht und die Möglichkeit, sich von Groll und Neid im Engsten zu entladen. Seine frewle Unfähigkeit hätte vielleicht noch Jahre lang im Lande gehaust. Nun hat sein Kaiser selbst ihn in die Gruft getragen... Und natürlich hören wir wieder, Rußland stehe dicht vor einer Revolution. Wie oft vernahmet wir's schon? Buturlin war schlimmer als Plehwe, die terroristische Propaganda unter dem zweiten Alexander, den die Gardeoffiziere, weil er die Uniformen so oft ändern ließ, den Militäräschneider nannten, gefährlicher als unter seinem sanften Enkel. Adlerberg und Genossen, die vor vierzig Jahren gegen Suworow wühlten, weil er ihre unsauberen Schachergeschäfte hindern und sie zur Zahlung ihrer Wechschelschulden zwingen wollte, waren nicht harmloser als Alexejew und seine Kumpane. Neu ist eigentlich nur, daß ein eitler Tölpel an eine so sichtbare Stelle geschoben werden konnte. Wenn Plehwe nicht entdeckt worden wäre, sähe Herr Witte wahrscheinlich noch im Finanzministerium, Herr Kuropatkin irgendwo am Baltischen Meer, in der heißen Mandschurei kröchen die Maden nicht aus jung verwesenden Russenleibern und das Zarenreich brauchte uns nicht einen Handelsvertrag zu unterzeichnen, der ihm mindestens zehn Jahre lang das Leben vergällen wird. Als deutsche Patrioten müßet Ihr, liebe Herren, Plehwe's Tod, trotz Rischnew, aufrichtig betrauern.

Jüdische Unteroffiziere.*)

Der Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens hat sich neulich an eine der deutschen Heeresverwaltungen mit der Beschwerde darüber gewandt, daß Juden die Aufnahme in die Unteroffizierschulen verweigert werde. Die Abweisung sei von den militärischen Behörden mit der Thatsache begründet worden, daß der für die Aufnahme erforderliche Konfirmationschein — oder die Bescheinigung über den Empfang der ersten Kommunion — nicht vorgelegt werden konnte. Der Beschwerde wurde keine Folge gegeben, weil nach den amtlichen Feststellungen von den Unteroffizierschulen Niemand wegen Mangels eines der beiden erwähnten Schriftstücke zurückgewiesen worden sei. Dennoch bleibt die Thatsache der verweigerten Aufnahme bestehen; und den Sachkundigen kann es nicht schwer fallen, die wirklichen Gründe dieser Weigerung zu errathen.

Das Verlangen unserer jüdischen Mitbürger, daß auch ihren Söhnen die Laufbahn des deutschen Unteroffiziers nicht verschlossen werde, ist an sich durchaus berechtigt; und jeder gerecht Urtheilende muß verstehen, daß sie nach dieser Richtung energisch vorgehen. Haben sie nicht alle Pflichten des Staatsbürgers ohne Ausnahme zu erfüllen? Wie läßt sich da rechtfertigen, daß ihren Söhnen die vom Staat unterhaltenen Unteroffizierschulen verschlossen bleiben? Sieht es nicht fast aus, als seien sie Staatsbürger zweiter Klasse, deren Rechte den Pflichten nicht entsprechen? Theoretisch muß ohne Zweifel auch den jüdischen jungen Leuten der Eintritt in die Unteroffizierschulen gestattet werden. Aber wie selten decken sich Theorie und Praxis! Auch hier steht die Praxis im schroffsten Gegensatz zur Theorie. Die jungen Israeliten wollen durch den Besuch der Unteroffizierschulen die Qualifikation zum militärischen Vorgesetzten erreichen. Dagegen sprechen aber sehr vernehmlich die Rücksichten auf die Disziplin unseres Heeres.

*) Der Offizier, der hier das Wort nimmt, hat, wie er selbst in der „Zukunft“ erzählte, unter dem Pseudonym Freiherr von Gahlen eine Schrift veröffentlicht, die sich gegen allerlei Mißstände deutschen Heerwesens wandle und auch in der demokratischen Presse viel Beifall fand. Er ist also weder stockkonservativ noch ein blinder Anbeter aller geltenden Autorität. Daß er trotzdem, nach der Erfahrung eines Menschenalters, die Frage, ob Israeliten preussische Unteroffiziere werden können, verneinen muß, mag Manche traurig dünken, sollte aber von Keinem überhört noch gar als ein Zeichen antisemitischer Gesinnung verspottet werden. Die Behörde ist einer klaren Antwort auf diese Frage oft ausgebogen. Hier ist sie rückhaltlos offen von einem Sachverständigen beantwortet. Vielleicht kommen aus anderer Erfahrung bald andere Stimmen, die sagen, die Disziplin sei in der deutschen Armee so fest, daß es nur eines Nachtwortes bedürfe, um dem jüdischen Unteroffizier das dem Vorgesetzten unentbehrliche Ansehen zu sichern.

Der jüdische Soldat hat sich im Dienst durchaus nicht etwa als unzulänglich erwiesen. Eben so wenig kann ihm im Allgemeinen die Befähigung zum Vorgesetzten abgesprochen werden. In meiner — ein ganzes Menschenalter ausfallenden — Dienstzeit habe ich sehr viele Juden unter meinem Befehl gehabt. Wenige von ihnen ließen dienstlich zu wünschen übrig. Einzelne waren geradezu ideale Soldaten, die mich und auch andere Offiziere zu aufrichtiger Bewunderung hinführten. Nur Voreingenommenheit kann daher die militärische Beanlagung der Juden leugnen. Unter den besten Truppenführern Bonapartes waren Juden. Ein Jude ist, wenn ich nicht irre, Kriegsminister des Königreiches Italien. Daran, daß sich trotzdem im deutschen Heer die Israeliten nicht als Vorgesetzte verwenden lassen, trägt das Widerstreben des christlichen Mannes die Schuld, einem Juden zu gehorchen. So fremd unserem einfachen Mann, wenn er nicht konfessionell oder religiös einseitig beeinflusst wurde, auch jede Behässigkeit gegen Andersgläubige ist: gegen die Pflicht, jüdischen Vorgesetzten zu gehorchen, lehnt er sich innerlich auf. Ein jüdischer Soldat zeichnete sich im letzten Feldzug so aus, daß er in kürzester Zeit der Liebling aller Offiziere wurde und sie nicht eher ruhten, als bis sie seine Beförderung zum Unteroffizier durchgesetzt hatten. Raum war er es aber, als die Schwierigkeiten mit den Mannschaften begannen; und so taktvoll sich auch bei jeder Gelegenheit der junge Unteroffizier benahm: sehr bald mußten die Offiziere bereuen, daß sie seine Ernennung vorgeschlagen hatten. Denn sie konnten nicht verkennen, daß unter der Zugehörigkeit des Unteroffiziers zum Judenthum die Disziplin der Compagnie litt.

Die Staatsraison steht aber über der Theorie. Verlangt sie, daß Soldaten jüdischen Glaubens nicht in die Charge eines Unteroffiziers vorrücken, so muß dieser Forderung unter allen Umständen genügt werden, mag sich das Rechtsgefühl noch so sehr dagegen aufbäumen. Die *salus publica* ist eben das höchste Gesetz. In Frankreich und Italien stellt sie auf konfessionellem und religiösem Gebiete an die Armeenicht so harte Forderungen wie bei uns; vielleicht, weil Franzosen und Italiener religiös weniger tief empfinden als wir Deutschen. So bedauerlich es ist: unsere jüdischen Mitbürger müssen der Eigenart des christlichen deutschen Soldaten Rechnung tragen und sich damit begnügen, den Rechtsanspruch ihrer Söhne theoretisch zu betonen. Das fordert übrigens auch ihr eigenes Interesse. Welche Befriedigung kann diesen Söhnen ein militärisches Amt gewähren, in dem sie stets auf dem *Qui vivo* leben, bei jeder Berührung mit ihren Untergebenen einen Konflikt fürchten müssen? Ich kann deshalb das Verfahren der militärischen Behörde: nur billigen, die sich nicht zu entschließen vermag, das Heer und junge jüdische Leute ersten Ungütlichkeiten auszusetzen.

Weißer Hirsch.

Oberstlieutenant a. D. Karl von Wartenberg.



Hat Kant Hume widerlegt?

Was Grundproblem aller Erkenntniß heißt: Gibt es ein Kriterium der Wahrheit? Der radikale Skeptizismus aller Völker und Zeiten antwortet rund und entschieden: Nein! Verstehst man unter bleibender Wahrheit ein Urtheil, das zu allen Zeiten und von allen denkenden Menschen unnahmelos als gültig anerkannt werden muß, so giebt es keine Wahrheit. Denn alle Wahrheiten, die uns vom Anbeginn der menschlichen Kultur an als solche angepriesen worden sind, haben sachliche Kritiker und grundsätzliche Verneiner gefunden, die nicht aus Uebermuth oder Unverstand, sondern auf Grund ehrlicher Ueberzeugungen und unwiderleglich scheinender Beweisführungen die logische Unzulänglichkeit dieser „Wahrheiten“ ausdeckten. Gibt es aber keine unbedingte, für alle denkenden Menschen gültige Wahrheit, so bleibt für Jeden als letztes Wahrheitstümpfchen nur Das bestehen, was ihm in diesem Augenblick als wahr erscheint, zumal der nächste schon durch irgend eine neue Thatsache das zerbrechliche Rohr eines solchen Momentglaubens knicken kann. Fehlt uns der objektive Werbmaßstab (Kriterium) der Wahrheit, dann giebt es kein Wissen mehr, sondern nur noch ein Meinen, keine bestimmte Willensrichtung mehr, sondern nur noch Willkür und Laune.

Das letzte Wort des radikalen Skeptizismus kann nicht anders lauten als: Auflösung und Zersetzung; ein Zerflattern des Menschengeschlechtes in Atome. Dieser egocentrische Standpunkt, der sein wechselvolles jeweiliges „Ich“ zum einzigen Werbmaßstab erhebt, ist gleichbedeutend mit einem Atomismus im Psychologischen. Auf das Erkennen angewendet, heißt dieser Einzigkeitwahn des Ich: Solipsismus (die Parikatur des Individualismus). Auf das Handeln übertragen, lautet die (von Stirner stammende) Formel: Mir geht nichts über mich. Der politische Ausdruck dieser Theorie heißt: Anarchismus. In der Metaphysik finden wir sie wieder als mechanisch-atomistischen Naturalismus. Der zusammenfassende Name für all diese Theilerscheinungen eines auf die Spitze getriebenen Ichwahnes heißt: Nihilismus. Als erkenntnißtheoretisches Credo bedeutet er Selbstauflösung und Vanckeroterklärung der menschlichen Vernunft und eben damit aller menschlichen Kulturwerthe. Ist alles Wissen nur Chimäre, so löst sich alles Können in eitel Dunst auf. Wozu Energien heraufstreiben, dem Gestaltungstrieb nachgeben, Schöpferkraft entfalten, wenn der nächste Windstoß das lustige Kartenhaus meines Gebildes mühelos wegblasen kann? Gibt es weder Wahrheit noch Schönheit als bleibende Werthe: zu welchem Zweck noch weiterforschen oder gar weiter schaffen? Lieber auf der Bärenhaut faulenzgen und den Kadaver feist mästen, damit die heaven Würmer einst auf die Kosten kommen.

In Wirklichkeit ist es aber ein ewiger Irrthum der Individualisten, daß irgend ein Lebewesen, vollends irgend ein Mensch ein „Einzelnur“ sei. Das isolirte Individuum ist eine Fiktion, wie das Atom in den Augen der heutigen Energetiker. In der Keimzelle, der Jeder von uns sein Dasein dankt (oder auch nicht dankt), pulst das Leben unserer ganzen Vorfahrenkette, die uns in manchen Fällen mit köstlichem Angebinde bedenkt, in vielen anderen aber unser Lebensschiff mit fatalen Erbstrüken besetzt. Ob's uns paßt oder nicht: Jeder trägt in seinem anatomischen Bau und in der Struktur der Zellbildung seines Centralnervensystems die abgeletzte Stammesgeschichte seiner Vorfahren zu Mark. Die Ontogenese recapitulirt, mit dem biogenetischen Gesetz Haeckels zu sprechen, die Phylogenese. Und nicht nur rückwärts gesehen sind wir kein zufällig und planlos durch den Weltraum wirbelndes Atom, wie der Nihilismus will, sondern ein gesetzmäßig eingefügter Ring in unserer Vorfahrenkette. Das Selbe gilt auch vom Zusammenhang mit dem mitlebenden und dem auf uns folgenden Geschlecht. Mögen wir im Prinzip den Zusammenhang mit den Anderen tausendmal leugnen: „Die Natur ist immer stärker als ein Prinzip“, sagt Hume. Das wirkliche Leben, wo „sich hart im Raume die Sachen stoßen“, macht alle skeptisch-nihilistischen Bedenken zu Schanden. Oder wie Hume treffend gegen allen Skeptizismus bemerkt: „Alles menschliche Leben müßte zu Grunde gehen, sollten die skeptischen Prinzipien allgemein und beständig herrschen“ (Inquiry XII, 3).

Und so richtet denn der entschiedenste Nihilist, der ein objektives Kriterium der Wahrheit bestreitet, jede seiner Handlungen im bürgerlichen Leben genau so ein, als ob es eins gäbe, weil er nicht umhin kann, auf Schritt und Tritt praktisch zu bethätigen, was er theoretisch verneint. Biologisch gerichtete Denker werden daher sagen: Die Anerkennung und Befolgung eines Kriteriums der Wahrheit ist der Selbsterhaltung nützlich, besonders der Arterhaltung förderlich und deshalb muß selbst sein wildester Widersacher in der Praxis des Lebens das Knie vor ihm beugen. Der Imperativ der Natur lautet: Bei Strafe des Unterganges, der seelischen Entartung und der gesellschaftlichen Zerklüftung, die der Selbsterhaltung schädlich, der Arterhaltung vollends verhängnißvoll ist, habt Ihr Kriterien der Wahrheit, wenn auch nicht theoretisch anzuerkennen, so doch praktisch zu befolgen; sonst fällt Ihr in anarchische Wildheit, in den anthropophagen Urzustand zurück, dem Ihr dank solcher Wahrheitkriterien entronnen seid.

Müssen wir im Interesse der Selbst- und Arterhaltung Kriterien der Wahrheit aufstellen und befolgen, so sind drei Wege gangbar. Erstens: Begriff. Zweitens: Offenbarung. Drittens: Erfahrung. Den ersten Weg beschreiten die Rationalisten (Sokrates, Plato, Descartes, Spinoza), den zweiten die Irrationalisten und Glaubensphilosophen (die Offenbarungsreligionen und ihre Ver-

theidiger), den dritten die Empiristen (Protagoras, Epikur, Stoa, der scholastische Nominalismus, Bacon, Hobbes, Locke).

Das Kriterium der Wahrheit heißt demnach bei Allen, die an das Dogma der Unfehlbarkeit des menschlichen Verstandes glauben: klare, deutliche Begriffe (*clara et distincta percipere*); also ist jeder Begriff wahr, der keinen inneren Widerspruch enthält. In den drei monotheistischen Religionen dagegen ist wahr, was Gott durch sein offenbartes Wort am Sinai, in Bethlehäm oder Mekka befohlen, durch den Mund seiner Propheten oder Stellvertreter auf Erden verkündet, in seinen drei Testamenten niedergelegt hat. Für die Empiriker endlich ist wahr nur, was der Mensch durch seine fünf Sinne erfährt. Die Begriffe sind ihm die komplizierten Zusammenfassungen sinnlicher Eindrücke. Ihre Beglaubigung reicht daher nur so weit, wie sie sich auf Grund ihrer aus der sinnlichen Erfahrung stammenden Empfindungselemente ausweisen können. Die Legitimation der Wahrheit heißt also weder Begriff noch Offenbarung, sondern: sinnlicher Eindruck („Impression“ bei Hume). Und selbst nach Kant sind zwar Anschauungen ohne Begriffe blind, aber auch Begriffe ohne Anschauungen leer. Daß also Erfahrung das entscheidende Kriterium der Wahrheit, insbesondere der erkennenden Vernunft sei, nicht der abstrakte Begriff und noch weniger die über sinnliche, also unkontrollierbare Offenbarung: darüber könnte sich Kant mit Hume zur Noth verständigen. Nur über den Begriff der Erfahrung selbst kommen sie nicht ins Reine. Hier trennen sich ihre Wege. Von hier, aber auch nur von hier aus kann das Problem mit Aussicht auf Erfolg angepackt werden: Hat Kant Hume widerlegt?*) Seit einem Jahrzehnt etwa vollzieht sich leise der Umschwung innerhalb unserer Erkenntnistheorie zu Gunsten Humes und auf Kosten Kants. Ich will gar nicht davon sprechen, daß wir im Empiriekritizismus von Avenarius und seiner Schule, im Phänomenalismus Machs und seines großen Anhangs unter den philosophisch Gebildeten, endlich in der energetischen „Naturphilosophie“ Ostwalds und all der Mitarbeiter, die Ostwald in seinen „Annalen der Naturphilosophie“ (seit 1900) um sich gesammelt hat, Symptome eines sich herausbildenden Neu-Humismus vor uns haben. Die Zeugnisse dieser Hume-Partei, um die sich heute Alles schaart, was vom deutschen Positivismus herkommt, will ich hier nicht anführen, da man sie als voreingenommene Partei-Aussagen beanstanden könnte. Deshalb seien einzelne Stimmen unverbächtiger, aber auch unverächtlicher Zeugen vernommen. Der tonangebende Psychologe unserer Tage, Theodor Lipps, sagt im „Vorwort“ zur Ueber-

*) Einer meiner Schüler, F. Mirkin, hat in seiner berner Dissertation, 1902 (vorher in Baibingers „Kantstudien“ erschienen), das selbe Problem von einer anderen Seite, der mathematischen, aus behandelt.

setzung von Humes „Treatise“ (Traktat über die menschliche Natur) schon im Jahre 1895: „Welcher der beiden Philosophen“ — Kant oder Hume — „das Problem der Erkenntnis schärfer und tiefer gefaßt, wer von ihnen als der größere Entdecker auf diesem Gebiete zu gelten habe, von wem wir heute noch das Meiste lernen können: Das mag hier dahingestellt bleiben, obgleich ich meine, voraussagen zu können, daß man in Zukunft hierüber anders urtheilen wird, als man jetzt noch, wohl gar mit dem Anspruch der Selbstverständlichkeit, darüber zu urtheilen gewohnt ist.“ Selbst Paulsen, der Kant enger an Plato heranrückt, um einen waschechten Metaphysiker aus ihm zu machen, dessen „Glaube an eine Art Präexistenz der Begriffe unerschütterter geblieben sei“, kann nicht umhin, den Prozeß Kant contra Hume an entscheidenden Stellen zu revidieren, wobei die Wesentlichkeiten der Präexistenz nicht unberührt bleibt, Hume als durchaus ebenbürtigen Denker hinzustellen, den Kant keineswegs in allen Stücken überwunden habe. Während Paulsen an Kants berühmter Unterscheidung von „analytisch“ und „synthetisch“, vollends an dem ceterum censeo der kantischen Erkenntnis-kritik: „Sind synthetische Urtheile a priori möglich?“ ernste und berechtigte Kritik abt, gesteht er freimüthig, daß Humes scharfe Unterscheidung von begrifflicher (mathematischer) Erkenntnis und der Erkenntnis von Thatsachen, wie sie Locke angedeutet, Leibniz in der Gegenüberstellung von *vérités éternelles* und *vérités de fait* weitergebildet habe, das Erkenntnisproblem erst recht eigentlich ergriffen und klar durchgeführt habe. „Kants Denken zeigt an diesem Punkte eine hohe Neigung, sich im Kreise zu drehen.“ Paulsen selbst steht hier Hume näher als Kant. Alois Riehl, einer unserer ersten Kantkenner, sagt in seiner „Einführung in die Philosophie der Gegenwart“ über Hume: „Hume ist der Erste, der eine biologische Erkenntnistheorie begründet hat, indem er noch hinter die Vernunft zurückgreift auf Etwas, woraus diese selbst entsteht, wovon sie selbst getragen wird.“ Die Induktion Humes über Kausalität nennt Riehl einmal „vollständig und einen Zweifel an der Richtigkeit ihres Ergebnisses nicht möglich“. Mit großer Schärfe und Sicherheit hat endlich Windelband in seiner „Geschichte der neueren Philosophie“ die Stellung Humes gewürdigt. Kants Kritik der reinen Vernunft entspringt der gegenseitigen Durchdringung von Leibniz und Hume. Heißt Skeptizismus Leugnung der Metaphysik, so war freilich Hume ein Skeptiker. Aber was hat Kant in den „Prolegomena“ und im letzten Theil der „Vernunftkritik“ Anderes gethan? Kant sagt in den „Prolegomena“ ausdrücklich: Mathematik besteht zu Recht. Weshalb? Nur, weil ihre synthetischen Urtheile a priori in den reinen Anschauungen von Raum und Zeit begründet sind. Gibt es etwas Ähnliches für die Metaphysik? Nein. Also besteht sie zu Unrecht. Diesen lapidaren Satz werden alle Interpretationskünste Paulsens zu Gunsten des Metaphysikers in

Kant nicht von der Stelle rücken. Metaphysik im alten Schulsinn des Wortes ist in den Augen Kants eben so wenig eine Wissenschaft wie in denen Humes. Aber Hume ist kein Skeptiker, wie Windelband glänzend zeigt, für die Mathematik, die er vom Standpunkte des Rationalismus betrachtet; er ist es eben so wenig im Gebiete der Wahrnehmungenkenntnis, die er sogar für so richtig und so zweifellos hält, daß man ihn einen Sensualisten nennen könnte. In Wirklichkeit ist also Hume nur Relativist oder Positivist, wie etwa Comte, Mill und die englisch-utilitarische Schule, und es ist keine Uebertreibung, wenn Windelband sagt: „Hume ist der wahre und einzige Vater des Positivismus.“ Unsere deutschen Positivisten von der Farbe eines Laas wie von der merkwürdigen Abschattung eines Dähning wissen so gut, was sie Hume schulden, wie der moderne Phänomenalismus von Mach und Ostwald. Nur die orthodoxen Kantianer halten noch an dem Vorurtheil fest, Hume sei Skeptiker gewesen und Kant habe diesen Skeptizismus endgiltig widerlegt.

Gegen dieses vom sensus communis der Gebildeten angenommene Urtheil, no dicam Vorurtheil, lege ich hier in aller Form Verwahrung ein. Ich gebe zu, daß Kant ein festeres Kriterium der Wahrheit gesucht hat als Hume, bestreite aber, daß er es wirklich gefunden hat. Daß die Erfahrung der letzte Ankergrund subjektiver Gewißheit sei, ist eine Voraussetzung, die Kant mit Hume theilt. Nur über den Begriff „Erfahrung“ können sie sich nicht einigen, besonders nicht über die zulässigen Schlüsse aus der Erfahrung; vielleicht deshalb nicht, weil Kant, wie Benno Erdmann in meinem „Archiv für Geschichte der Philosophie“ überzeugend nachgewiesen hat, kein Englisch verstand. Humes Erstlingwerk, den „Treatise on Human Nature“, hat Kant gar nicht kennen gelernt, da dieser Traktat 1790 in einer verflämzelten Uebersetzung von Jakob, also zu einer Zeit erschien, als Kants drei Kritiken schon abgeschlossen waren und gedruckt vorlagen. Nur den „Inquiry“, den kürzeren unvollkommenen Auszug, den Hume aus seinem grundlegenden „Treatise“ gemacht hatte, weil das große Werk nach einem Ausdruck Humes von der Deffentlichkeit als todtgeborenes Kind behandelt wurde (it fell dead — born from the press) bekam Kant zu lesen; eben so die Essays, die Sulzer unter dem Titel „Vermischte Schriften“ in den Jahren 1754 bis 56 übersezt und veröffentlicht hat. Gar Manches von Dem, was Kant als seine Entdeckung preist, steht schon im „Treatise“, aber nicht im vorläufigeren „Inquiry“. Die Untersuchung von Groos: „Hat Kant Humes Treatise gelesen?“ (Kantstudien) hat über diese Frage nichts Entscheidendes vorgebracht, wohl aber zu ihrer Ueberprüfung beachtenswerthe Winke gegeben.

Die kantische Unterscheidung von „synthetisch“ und „analytisch“ — auf die sich Kant so viel zu Gute thut und die, wie Widder gezeigt hat, eine erst spät gefundene und nachträglich eingeschobene Kernfrage der Vernunft-

Kritik bildet: Wie sind synthetische Urtheile a priori möglich? — diese Frage hat in Humes „Treatise“ schon eine Formel gefunden, die der kantischen ebenbürtig, wenn nicht überlegen ist. Hume unterscheidet dort die drei Assoziationsprinzipien des Denkens, die eine psychologische Nothwendigkeit erzeugen, von den sieben Relationsformen (Ähnlichkeit, Identität, Kontinuität, Proportionen, Grade, Widerspruch und Kausalität), die eine logische Nothwendigkeit bedingen. Hier konnte Kant ein besseres und klareres erkenntnistheoretisches Modell finden, als seine halbscholastischen, selbst von Paulsen als fließend verworfenen Unterschiede von „synthetisch“ und „analytisch“ es waren. Treffender hatte schon Leibniz (in der erst 1840 von J. E. Erdmann veröffentlichten Monodologie) unterschieden zwischen *vérités éternelles* und *vérités de fait*. Schärfer noch hat Hume zwischen psychologischen Wahrheiten, die einem aus Assoziationen hervorgegangenen Anschauungs- oder psychologischen Zwang entsprungen sind, und einem aus Verhältnis- (Relation-) Begriffen sich zusammensetzenden logischen Denkwang unterschieden.

Heute erst versteht man die Fragestellung. In unserer Philosophie tobt ein Kampf zwischen dem sogenannten Psychologismus (Lippss), der Hume näher steht, und den reinen, zu Kant hinneigenden Logikern, die in Husserl ihre scharfsinnigste Vertretung haben. Kant hat in diesem Punkt nicht etwa Hume überwunden, sondern, da er den „Treatise“ nicht gekannt hat, ihn nur verstümmelt, durch ein Gestrüpp von scholastischen Terminologien verdeckt, völlig verkannt. Die Fassung Humes: es giebt psychologische Wahrheiten, die einen Anschauungszwang begründen, und logische, die einen Denkwang in sich schließen, ist durchsichtiger und werthvoller als der kantische Schematismus, den Widder so vortrefflich in seiner ganzen Unhaltbarkeit aufgedeckt hat. Und Wirklin hat (in der angegebenen Schrift) gezeigt, daß man die kantischen Kategorien — die Cruz seiner Vernunftkritik — in den sieben Verhältnißbegriffen oder logischen Wahrheiten Humes mühelos wiederfinden kann.

Der Vorwurf Kants gegen Hume, seine Skepsis stelle selbst die Mathematik in Frage, ist ganz hinfällig. Wirklin hat zwei Stellen des „Treatise“ herangezogen, die deutlich beweisen, daß Kants Vorwurf nur den Inquiry, nicht den Treatise trifft. Hier sagt Hume selbst, daß zwar die abgeleiteten Sätze der Mathematik nur durch sinnliche Anschauung gewonnen werden können, also, mit Kant zu sprechen, synthetisch sind. Selbst die berühmte kantische Kritik der Existenzialsätze oder synthetische Urtheile, die durch das handfeste Beispiel Kants von den „gedachten hundert Thalern“ fast populär geworden ist, geht in ihren Grundzügen unmittelbar auf Hume, mittelbar auf Berkeley zurück. Die Zerstörung des Substanzbegriffes ist von diesen beiden Vorgängern viel gründlicher und radikaler besorgt worden als von Kant, der ihn auf Umwegen wieder einführt. „Der Begriff der Existenz“, sagt

Hume im *Treatise*, „ist vom Begriff eines Dinges nicht verschieden“. Die in den „*Prologomena*“ und der zweiten Auflage der „*Vernunftkritik*“ wiederholte Behauptung Kants: „Hume schnitt vom Felde der Erkenntniß unbedachtsamer Weise eine ganze — und zwar die erheblichste — Provinz, nämlich reine Mathematik, ab, in der Einbildung, ihre Natur, um so zu reden: ihre Staatsverfassung, beruhe auf ganz anderen Prinzipien, nämlich auf dem Sage des Widerspruchs“, bricht historisch in sich zusammen, wenn man Humes „*Treatise*“ kennt. Eine Stelle im „*Inquiry*“ (Anfang des vierten Abschnittes) konnte Kant zu dieser mißverständlichen Auffassung verleiten; aber zwei Stellen des „*Treatise*“ hätten ihn von der völligen Grundlosigkeit seines Vorwurfs zu überzeugen vermocht.

Richtig ist, daß Kant überall, wo Hume zum Entstehen der „*Syntheseis*“ in der Erfahrung, also zur Zusammenfassung der gegebenen Vielheiten in die Einheit des Bewußtseinsaktes, nur die weichere Einbildungskraft verwendet, den härteren Verstand wirksam sein läßt. Richtig ist ferner, daß Kant überall, wo der behutsame Hume den Glauben („*belief*“) an die Außenwelt oder an die Geltung der sie gestaltenden Verstandeskategorien setzt, von nothwendigen, a priori vorhandenen Verstandesfunktionen spricht, die eine Erfahrung bedingen, sie überhaupt erst möglich machen. Das Kriterium aller theoretischen Wahrheit ist, wie wir schon wissen, für Beide die Erfahrung. Nur wird über die Grundlage aller Erfahrung zwischen ihren Anhängern bis auf den heutigen Tag gestritten. Für Hume, wie für die heutigen Psychologen und Phänomenalisten, heißt Erfahrung: Komplexe von Sinneindrücken, die mit Hilfe verallgemeinerter Gewohnheit („*general habit*“) in der Anpassung des Ablaufes unserer Bewußtseinsphänomene an den Verlauf der Sinneindrücke einen psychologischen Zwang auf uns ausüben. Das Produkt unserer Einbildungskraft, deren Funktion eben in der Zusammenfassung der mannichfachen Eindrücke zum Einheitakt, einem Duplikat der Ich-Einheit, besteht, ist ein Instinkt, der sich im Glauben an die Realität der Außenwelt äußert. Dieser Instinkt und dieser Glaube, wie sie die Einbildungskraft gewohnheitmäßig hervorbringen, genügen Hume. Nein, sagt Kant: Das nenne ich Skepsis. Solche Kriterien der Wahrheit, wie blinder Instinkt oder wankender Glaube, sind mir zu weichlich. Mein Wahrheitkriterium muß aus härterem Holz geschnitten sein. Zwar nimmt auch Kant „die produktive Einbildungskraft“ an; ihre Funktion der Vereinheitlichung, der „*Syntheseis*“ lehrt in Kants „*transszendentaler Einheit der Apperzeption*“, jenem stillschweigend mitgedachten „*Ich*“, das all unsere Vorstellungen latent begleitet, wieder. Aber „*Instinkt*“, „*Glaube*“, „*Einbildungskraft*“ sind in den Augen des strengen Richters — man erinnere sich, daß Kant sich den „*Kritizismus*“ wiederholt als Richteramt ausmalt — unzulängliche, skeptisch-

weiche Instanzen zur Feststellung von Wahrheitskriterien. Formen des Anschauens (Raum und Zeit) und Formen des Denkens (Kategorien) treten an die Stelle von Einbildungskraft und Glaube.

Man muß bedenken, daß diese Divergenz zwischen Kant und Hume mehr auf eine Temperaments- als auf eine Konsequenzfrage hinausläuft. Der Charakter beider Philosophen bricht an dieser Stelle stärker durch als ihre Dialektik. Der esprit moqueur des Salonlöwen Hume, der das Parfüm des englischen high-life und der pariser Encyclopädistik eingeathmet, die einzelnen Kulturvölker mit eigenem Auge gesehen und als Historiker die Relativität aller Erscheinungen zu bewertben verstanden hat, bescheidet sich bei relativen Wahrheitskriterien. Der im Pietismus erzogene Kant, der das Weichbild Königsbergs nicht verläßt, dessen Weltkenntnis nicht auf Reisen, sondern in der Studirstube aus Büchern gewonnen ist, will von solcher graziosen Diebsamkeit nichts wissen, sondern verlangt überall Absolutheit, Unterwerfung, unbedingten Gehorsam, Pflicht. „Nothwendigkeit und Allgemeingiltigkeit“ heißen seine unerläßlichen Grundforderungen. Auf das Denken angewendet, heißt Das: Apriorität und Apodiktizität der Geltung. Auf den Willen übertragen: Kategorischer Imperativ. In die Gefühlswelt übersetzt: absichtlose Zweckmäßigkeit und interesseloses Wohlgefallen. In ihren Forderungen an das Wahrheitskriterium spiegelt sich also die persönliche Psychologie der beiden größten Erkenntnistheoretiker, die das Menschengeschlecht hervorgebracht hat.

Und hier stoßen wir auf den Punkt, der uns das historische Problem Kant-Hume menschlich verständlich macht. Kant packt das Problem der Erfahrung von der logischen Seite: und deshalb hängen ihm heute die vorwiegend logisch gerichteten Denker an; Hume kommt von der psychologischen Seite an das Problem der Erfahrung: deshalb schaaren sich heute alle Psychologen und Phänomenalisten um ihn. Robert Reininger (Das Kausalproblem bei Hume und Kant) weist sehr glücklich darauf hin, daß sich beide Kausaltheorien zu einander verhalten wie — scholastisch gesprochen — der Realismus zum Nominalismus. Der bloße Sinnesindruck („Impression“) ist für Hume so wenig schon Erfahrung wie für Kant. Nicht Erfahrung selbst, sondern die Schlüsse aus der Erfahrung bilden das Problem. Erfahrung heißt vielmehr Zusammenfassung (Synthesis) dieser mannichfachen Eindrücke zur Einheit eines Bewußtseinsaktes. Woher stammt nun aber diese Synthesis, diese Funktion der Zusammenfassung? Aus zwei Quellen, sagt Hume; aus einer psychologischen, der Gewöhnung, die den gleichförmigen Verlauf des Naturlebens verallgemeinert, aus dem Glauben an die Richtigkeit unserer eigenen psychologischen Instinkte und aus einer logischen Quelle, den Verhältnißbegriffen (Identität, Widerspruch u. s. w.), der Kategorie der Relation. Aus zwei Quellen, antwortet Kant: aus Sinnlichkeit und Verstand, die in

ihrer „tiefsten“ Wurzel vielleicht identisch sein mögen. Damit die Syntheseis zu Stande kommt, fordert Hume Einbildungskraft und Glauben, Kant Sinnlichkeit und Verstand. Kant giebt zu, daß Hume das Kausalproblem richtig gestellt habe, daß nämlich logisch nicht abzusehen sei, „warum, wenn Etwas gesetzt ist, dadurch auch etwas Anderes nothwendig gesetzt sein müsse.“ Hume sieht in unserem Glauben an die Kausalität die Erwartung, daß alles künftige Geschehen dem vergangenen gleich sein werde. Hume führt diesen Glauben der menschlichen Vernunft biologisch auf Gattungserfahrungen, auf vererbte Denkgewohnheiten, auf Instinkte zurück, die für das praktische Leben vollkommen ausreichen. Herbert Spencer hat im Anschluß an Darwin die biologischen Postulate Humes durch Einschaltung der Vererbung erworbener Eigenschaften, kurz, den Psychologismus konsequent zu Ende gedacht. Und verstehe ich Paulsen richtig, so steht er in der biologischen Ableitung der Begriffe Hume und Spencer näher als Kant.

Gegen Humes Relativierung der Kausalität bäumt sich aber der ganze Ordnungssinn Kants auf. Der Begriffskrealist erhebt sich gegen den Nominalisten Hume. Aus Impressionen allein wird noch keine Erfahrung; „es geht ein Urtheil voraus, ehe aus Wahrnehmung Erfahrung werden kann.“ Erfahrung ist nicht, wie Hume will, eine durch Einbildungskraft bewirkte Zusammensetzung der sinnlichen Eindrücke nach den Gesetzen der Assoziation oder nach der Kategorie der Relation (deren Mittelpunkt die Kausalität ist, neben der sich die übrigen „Kategorien“ Kants, mit Schopenhauer zu sprechen, wie blinde Fenster ausnehmen), sondern: Erfahrung ist schon Produkt des Denkens, „das Produkt des Denkens in der Anschauung“. Die Urtheilsfunktion oder der Verstand gehen jeder Erfahrung zeitlich und logisch voraus, bedingen und ermöglichen sie. Ohne Verstand keine Erfahrung. Hume dagegen würde sagen: Ohne Einbildungskraft keine Erfahrung. Hume stattet seine „Einbildungskraft“ mit der wichtigsten Funktion der Vereinheitlichung oder Syntheseis aus, die Kant erst für die logisch höchste Instanz, den Verstand, vorbehält. Simmel sagt in seinem „Kant“: „Was wir Form nennen, ist, auf die Funktion hin angesehen, die es verwirklicht, die Vereinheitlichung des Stoffes; sie ist die Ueberwindung des isolirten Fürsichseins seiner Theile.“ Und kurz vorher: „Die unlokalisirten Eindrucksatome müssen innerhalb unseres Bewußtseins zu räumlichen Gegenständen verbunden werden.“

Das eigentliche Kant-Hume-Problem, wie es heute noch alle denkenden Geister beschäftigt, heißt also: Wie entsteht die Einheit der Empfindungen aus der Vielheit der Eindrücke? Ist diese Synthese, wie Friedrich Albert Lange meint, das unableitbare Urphänomen des Bewußtseins?*) Ist es, mit

*) Ueber das ganze Thema vergleiche man meine Abhandlung „Der Neo-Idealismus unserer Tage“ („Sinn des Daseins“) Tübingen, Mohr, 1904.

Hume zu sprechen, ein Produkt der Gewohnheit, des Assoziationszwanges? Ist es, wie Spencer klar zu machen sucht, eine auf dem Wege biologischer Höherzüchtung herausgebildete erbliche Anlage? Oder ist diese Syntheseis eine Schöpfung des „Verstandes“, wie Kant uns überzeugen möchte? Selbst Paulsen findet ja: „In der großen Auseinandersetzung mit Hume tritt der selbe rationalistische Habitus des kantischen Denkens, sein Glaube an eine Art von Präexistenz der Begriffe, sehr klar hervor.“ Wo hat denn, so möchten wir in aller Bescheidenheit die Kantianer fragen, dieser „Verstand“ gesteckt, bevor die erkaltete Rinde unseres Planeten ermöglicht hat, daß Menschen existierten? Ferner: Wie steht es um die animalische Logik? Lokalisieren und temporisieren die Thiere nicht genau so wie wir Menschen? Sind also Raum und Zeit Anschauungsformen a priori nur für Menschen? Und seit wann? Hat auch schon der Anthropoide diese Anschauungsformen oder gar die Denkformen (Kategorien) befaßt?

Hume hat den biologischen Gesichtspunkt für die Entstehung und Geltung unserer Vorstellungsgelbilde gewählt. Kant hat diesen einzig ans Ziel führenden Weg wieder verlassen. Der selbe Kant, der schon 1755 in seiner „Geschichte und Theorie des Himmels“ für das ganze Planetensystem strenge Regelmäßigkeit nach feststehenden Entwicklungsgesetzen gefordert und Laplace genial antezipiert hat, vergißt diese entwicklungsgeschichtliche Methode ganz, wo es sich um den inneren Kosmos, um die Entwicklungsgesetze des menschlichen Bewußtseins handelt. Fast scheint es, als ob die Formen der Anschauung in Raum und Zeit und die Funktionen der Vereinheitlichung (Syntheseis) in den vier oder zwölf Kategorien mit einem Schlage da wären. Wir fragen nur: Haben auch Feuerländer und Eskimos oder hatten gar unsere anthropoiden Vorfahren alle verwickelten Verknüpfungformen, wie sie Kant in seiner Kategorientafel niedergelegt hat? Und umgekehrt: Haben Thiere etwa keine Anschauungsformen in Raum und Zeit und keine Verknüpfungformen oder Kategorien? Handeln Thiere nicht genau so wie Menschen nach dem Kausalgesetz? Wo liegt die Scheidewand zwischen Mensch und Thier? Seit wann ist diese seelische creatio ex nihilo von apriorischen Anschauungen und Denkformen den Menschen als Wiegeschenk verliehen worden? Etwa von Ewigkeit her? Aber nicht immer gab es Leben auf unserem Planeten! Die Präexistenz von Begriffen, an welcher der Rationalist Kant festhielt, will sich mit der entwicklungsgeschichtlichen Betrachtungsweise, die uns seit Darwin und Spencer in Fleisch und Blut übergegangen ist, nicht vertragen. Da nun der Psychologismus Humes der Frage nach dem biologischen Werdegang unserer psychischen Funktionen tiefer auf den Grund gegangen ist als der Logiker Kant, der sie als fertig gegeben voraussetzt, steht Hume unseren heutigen Forschungsmethoden näher als Kant. Zu diesem Resultat gelangt auch Robert Reininger („Das Kausalproblem bei Hume und Kant“).

Von einer eigentlichen Widerlegung Humes durch Kant kann füglich nicht die Rede sein. Humes Ableitung ist eine biologisch-psychologische, die Kants eine abstrakt-logische. Hume bescheidet sich dabei, in der Synthesis, diesem „Urphänomen“ der vereinheitlichenden Verknüpfung in unserem Bewußtsein, eine „aus der Gewohnheit entstandene psychische Nöthigung zu sehen, von einem Gegenstand zu einem anderen, der ihn gewöhnlich begleitet hat, und von dem Eindruck des einen zu einer lebhafteren Vorstellung des anderen überzugehen.“ Kant läßt alles Erkennen mit den Erfahrungen zwar anfangen, aber nicht aus ihnen entspringen. Er verlangt von unseren wissenschaftlichen Erkenntnissen nicht nur logische Geltung innerhalb unserer Bewußtseinsphäre, sondern ontologische Geltung extra mentem. An die Außenwelt soll man nicht nur mit Hume glauben, sondern ihr Vorhandensein als „Ding an sich“, das unser „Gemüth“ affizirt, als wissenschaftlich gesicherte, unumstößlich gefestete Thatsache gelten lassen; wobei ich im Vorübergehen feststellen will, daß Hume auch den kantischen Gedanken des „Ding an sich“ vorausgenommen hat. Im „Inquiry“, den Kant gelesen hat, sagt Hume: „Beraubt Ihr die Materie aller ihrer intelligibeln Qualitäten, so vernichtet Ihr sie gewissermaßen und laßt nur ein gewisses unbekanntes, unerklärliches Etwas als die Ursache unserer Vorstellungen zurück.“ Dieses „unbekannte, unerklärliche Etwas“, dem Lockes „things themselves“ vorgegangen war, ist das Modell von Kants Ding an sich; nur hat der geschmeidige Weltmann Hume „gar nicht der Mühe werth gefunden, dagegen zu streiten“, während der eigenwillige Begriffsrealist Kant dieses „Etwas“ bitter ernst, ungeheuer feierlich nahm, so daß ihm Jacobi die berühmt gewordenen Worte entgegenhalten konnte: Ohne Ding an sich kommt man in Kants System nicht hinein, aber mit dem Ding an sich kann man unmöglich darin bleiben. Für Hume war eben das „Ich“ nur ein Bündel von Vorstellungen; für Kant hingegen ist es einheitlich und untheilbar.

Kant hat nach Alledem Hume nicht etwa widerlegt, sondern anfangs mächtige Anregungen von ihm erfahren, später aber, da der Begriffsrealist in ihm sich stärker erwies als der rein empirische Erkenntnistheoretiker, die festen Erkenntnisprinzipien und Gesetze des Denkens der psychologisch-genetischen Methode Humes mit der Drohung entgegenhalten: Wenn Ihr die objektive Gültigkeit des Kausalgesetzes nicht zugebt, verfallt Ihr dem absoluten Skeptizismus und zersezt alle Wissenschaft, auch die Mathematik. Die Gesetze des „Denkens“ sind für Hume anthropomorphe Umbildungen der Kraftvorstellung, also biologische Vererbungszeugnisse der Anpassung durch die Gewohnheit; für Kant von vorn herein feststehende Vorbedingungen des gesammten Erkenntnisprozesses. Das ist aber keine Widerlegung, sondern nur eine Gegenbehauptung, der obendrein noch der Schimmelgeruch einer echt scholastischen *petitio principii* anhaftet.

Wie vor einem Menschenalter sich die Naturforscher, vornam Helmholtz und sein Lehrer Johannes Müller, erkenntnistheoretisch auf die Seite Kants schlugen, so bekennen sich die philosophirenden Geister unter ihnen (Stallo, Clifford, Mach, Ostwald) heute zu den Prinzipien Humes. Und die Praxis der naturwissenschaftlichen Methode scheint Hume in allen Stücken Recht zu geben. Logische Wahrheiten, die auf den Satz der Identität zurückgehen, sind, so hatte auch Hume gesagt, unumstößlich. Der Satz $2 + 2 = 4$ kann durch keine denkbare Thatsache, durch keinerlei neue Erfahrung jemals aufgehoben werden. Das Gegentheil ist also undenkbar. Denn in diesen analytischen Urtheilen lösen wir nur auf, was wir, mit Will zu sprechen, vorher in diese Begriffe synthetisch selbst hineingelegt haben; und da ist es kein Wunder, daß wir Alles, wie in einer Spardbüchse, wieder finden, was wir oder die Gesamtunterfahrung unserer Vorfahren in diese Spardbüchse der Logik — Begriffe genannt — gesteckt haben. So lange wir es also mit logisch-mathematischen Wahrheiten, den *verités éternelles* Leibnizens zu thun haben, gelten unsere generalisirenden Urtheile (zum Beispiel: Alle Winkel eines Dreiecks sind gleich zwei rechten Winkeln) nothwendig und allgemein. Da es in der „Natur“ weder Punkte noch Linien, weder Dreiecke noch Kreise, weder Sprach- noch Zahlzeichen giebt, so sind diese mathematisch-algebraischen Zeichen und Werthe unsere eigenen Gebilde, menschliche Schöpfungen, über die uns, weil sie von Menschen für Menschen zum Zweck von Orientirungsmaßstäben gebildet sind, unbedingte Hoheitsrechte zustehen. Deshalb können diese Sätze durch keinerlei neue Thatsachen umgestoßen oder aufgehoben werden.

Anderß steht um die physikalischen und chemischen Theorien oder selbst Gesetze. Hier glaubte Kant, in seiner „Analytik“ durch seine Kategorien-tafel der „reinen Naturwissenschaft“ eben so sichere Fundamente verleihen zu können wie in seiner transszendentalen Aesthetik der reinen Mathematik. Nach seiner Ansicht gelten auch die Naturgesetze nothwendig und allgemein, weil wir uns nicht nach der Natur, sondern die Natur sich nach uns richtet, um Erfahrungsthatfache für uns werden zu können. Hier würde nun Hume antworten: Physik und Chemie haben nicht die selbe Sicherheit wie Mathematik, weil jene ihre Verallgemeinerungen auf Grund der Beobachtung der Außenwelt, also der sinnlichen Eindrücke, aussprechen, während diese ihre eigene Gesetzmäßigkeit und nur diese zum Inhalt hat. Was durch äußere Erfahrung festgestellt wird, ist immer nur ein Induktionschluß, eine empirische Regel (Empirom), die durch eine neue Thatsache, die sich dieser Regel nicht fügen will, täglich umgestoßen werden kann. Deshalb gelten mathematisch-analytische Gesetze unbedingt und ihr Gegentheil ist undenkbar, während empirisch-naturwissenschaftliche Gesetze (Gravitation, Erhaltung der Energie u. s. w.) nur unter Vorbehalt und auf Widerruf gelten. Die mathematischen

Gesetze sind apodiktische Aussagen („so muß es sein“), die physikalischen nur assertorische Sätze („so ist es“). Nothwendigkeit und strenge Allgemeingiltigkeit komme daher nur der Mathematik, nicht den exakten oder beschreibenden Naturwissenschaften zu. Da alle Kausalität, wie Kant mit Hume übereinstimmend behauptet, synthetisch, also aus Erfahrung geschöpft ist, bleiben ihre Schlüsse an die Bedingung aller Erfahrung gebunden.

Wer hat nun vor dem Forum der strengen Wissenschaft Recht bekommen: Kant oder Hume? Als die physikalischen Entdeckungen jüngst rasch auf einander folgten (Röntgenstrahlen, N-Strahlen, Becquerel-Strahlen, Helium, Radium) und diese neuen Thatsachen sich theoretisch in die herrschende Atom- und Aethertheorie nicht einfügen wollten: was wurde von der Wissenschaft fallen gelassen? Die Thatsache oder das Gesetz? Das Radium oder der Aether? Kein Zweifel: die Thatsache gilt; und das „Gesetz“ muß sich der Thatsache beugen. Was folgt daraus? Jedes Naturgesetz gilt, weil auf Kausalität, also Erfahrung gebaut, bis auf Widerruf. Seine Geltung bleibt unangetastet, so lange das Naturgesetz mit den Thatsachen übereinstimmt, wird aber durchschert, sobald eine Thatsache ihm widerspricht. Was ist also das Kriterium der Wahrheit: Erfahrungsthatfache oder Begriff? Offenbar die Thatsache, die den Begriff umzustossen vermag, und nicht der „prädestinierte“ Begriff, den eine einzige ihm widersprechende Thatsache aufheben kann.

Kant hat Hume also in keinem Punkt widerlegt, sondern nur Humes Psychologismus und Positivismus den eigenen Logizismus und Idealismus als Behauptung, nicht als Beweis entgegengesetzt. Humes Psychologismus ist mit der heutigen Biologie verträglich, während Kants präexistenter Begriffsrealismus ihr ins Gesicht schlägt. Kant weist uns in die alte, von ihm selbst für überwunden erklärte Metaphysik zurück, während Hume den Weg der biologischen Erkenntnistheorie gezeigt hat, den wir zu wandeln haben, wenn wir nicht in einen dialektischen Krebsgang gerathen wollen. Kant steht auf dem Boden des mittelalterlichen Begriffsrealismus, während Hume die gute englische Tradition des Nominalismus nicht nur festhält, sondern dadurch zu höchster Entfaltung bringt, daß er selbst das Ich in ein Bündel von Vorstellungen auflöst. In der Frage der „Analytik“ endlich, wie reine Naturwissenschaft möglich sei, hat nicht Kant, sondern Hume das letzte Wort behalten. Und was bewirkt die Synthesis: die Einbildungskraft oder der Verstand? Auf diese Frage lautet die Antwort: Non liquet. Der Prozeß ist nicht zu Ende. Vielleicht kommt ein Vergleich zu Stande und wir entschließen uns, nicht mehr zu sagen: Kant oder Hume, sondern: Kant und Hume.

Bern.

Professor Dr. Ludwig Stein.



Das Zeitalter Schillers.

Das Zeitalter Schillers naht mit Riesenschritten und wir werden eines Tages mitten darin sein, ohne es recht zu wissen. Oft ist bezeugt worden, was die Ehre der Generation an Schiller gesüßigt haben, die in glühender Begeisterung das Fest von 1859 gefeiert hatte. Und doch sind auch sie vielleicht nur Wegbereiter für die Wiederkehr. Ganz allmählich hat sich der Ton geändert, in dem öffentlich über Schiller gesprochen wird; ganz allmählich entsteht eine immer anwachsende Schillerliteratur diesseits und jenseits von Weimar. Weltrichs großes Werk geht der Vollendung entgegen. Bellermann, Wyckgram, Feinermann brachten volkstümliche Bücher über Schiller, die viel gelesen werden, und wenn wir heute noch Jemand gegen Schiller eifern hören, so kommt es uns fast wie eine Kuriosität vor. Und doch sollte gerade solcher Eifer lehren, wie lebendig Schiller ist. Unbeträchtliches bekämpft man nicht so.

Aber ist denn Schillers Zeitalter schon vorüber, daß ein neues anbrechen muß? Werden seine Stücke nicht gespielt, seine Balladen in den Schulen nicht gelernt? Gewiß. Und doch haben wir Alle das Gefühl gehabt, daß seine Gestalt, die doch mehr ist als die Summe seiner Werke, hinter andere zurückgetreten war. Die Gründe dafür brauchen heute nicht mehr erörtert zu werden. Rein Schelten, und sei es noch so gut gemeint, schafft die Thatsache aus der Welt, genau so wenig, wie irgend ein Widerspruch den eigenthümlich schönen Vorgang hindern kann, der sich in der deutschen Welt mit Schillers Erweckung zu vollziehen beginnt. Es ist lohnender, der Frage nachzudenken, was diese Entwicklung bedeuten kann, wo sie einsetzt und wohin man sie gelenkt wünscht.

Schillers Auferweckung beginnt meinem Gefühl nach nicht in der Poesie, sondern auf dem Gebiete der Weltbetrachtung. Wie große Lüge zeigt sie, nach so viel Spezialisirung und Kabinetshistorie, uns bei den modernsten Historikern, bei Lamprecht und Brechtig! Gewiß: Schiller mußte um 1800 politisch den europäischen Gesichtskreis haben. Er sah nur „zwei gewaltige Nationen ringen um der Welt alleinigen Besitz.“ Aber er prophezeite fast wörtlich, was Joseph Chamberlain heute wahrmachen will und vielleicht übermorgen wahr macht:

„Seine Handelsflotte streckt der Briten
 Vierig wie Polypenarme aus
 Und das Reich der freien Amphitrite
 Will er schließen wie sein eigenes Haus.“

Sein Feuergeist überflog die Schranken der Nationen, deren Ringen er erlebte, und tauchte „auf des Denkens freigegebenen Bahnen“ in den Kreis der ganzen Welt hinein. Er sah die Händel der nach unseren Begriffen damals so kleinen Welt mit dem Seherblick, der über Weltalter schweift. Wenn wir uns in ihn hineinfühlen, empfinden wir in künstlerischer Verklärung die selbe Sehnsucht, die Entwicklung fernster Völker bis zur Urzeit verfolgen zu können, die unsere Geschichtschreiber schmerzlich durchbebt und ihrem Werken einen Charakter leiser Resignation, selbstempfundener Unvollkommenheit giebt. Und wer hindert uns, in Vorgängen wie der Befruchtung unserer Kunst durch die japanische eine Wiederholung der ewigen Gesetze zu sehen, die Schillers Lieb von Persiens Wäldern pries? Der selbe Dichter, der in der „Blode“ ein letztes poetisches Bild

der Zeit gab, die Ludwig Richters Bilder festhalten, ist auch der Pathe fern, auch uns noch fernere Stufen der Weltentwicklung.

Und er trifft die Sehnsucht unseres Geschlechtes noch an anderer Stelle. Wieder ist Lamprecht hier Kronzeuge. Wir Deutschen werden ja langsam wieder ein Kunstvolk und alles Neue, das wir in die Zeiten hineinlegen und darin wir neuer Weltanschauung zustreben, kommt von der Kunst. Dymnisch hat es Schiller der Nachwelt zugerufen:

„Lang, eh die Weisen ihren Ausspruch wagen,
Wst eine Ilias des Schicksals Räthselfragen . . .“

Der Gelehrte, der Forscher, der von Allem am Ende nur die Theile in der Hand hat, läßt seine Wissenschaft zum Kunstwerk adeln, wenn er „auf einen Hügel mit Guch (den Künstlern) steigt

Und seinem Auge sich in mildem Abendchein
Das malerische Thal auf einmal zeigt.“

Die Idee, Kunst und Leben wieder zu vermählen, ist die Schillers, wie sie die des zwanzigsten Jahrhunderts ist.

Und noch von anderer Seite her — und von da vielleicht am Stärksten, weil am Sichtbarsten — wird Friedrich Schiller wieder unter uns treten: von der Bühne. Von ihm stammt ja das oft mißbrauchte Wort von den „Breitern, die die Welt bedeuten,“ und er wird uns seine Wahrheit, die heute fast ein Spott geworden ist, wieder ins Gewissen prägen. Die lyrisch und novellistisch so reiche, dramatisch so unendlich arme deutsche Gegenwart, die zuerst nach Ibsen rief und dann nach Hebbel schrieb, ruft jetzt Schiller an die Stätte, die er einst so beherrschte, daß Goethe bekannte:

„Er wendete die Blüthe höchsten Strebens,
Das Leben selbst, an dieses Bild des Lebens.“

Ja, das Leben! Goethe wollen wir glauben. Und es ist gerade die Zeit der großen dramatischen Thätigkeit Schillers, in der er das Leben auf das Bretterne Gerüste zwang. Es liegt keine Abwendung von der Erfassung des Lebendigen in dem Bruch, der nach „Kabale und Liebe“, scharfer noch nach dem „Don Carlos“ einzutreten scheint. Schiller ist nur den Weg vom Naturalisten zum Stilisten gegangen, den jeder große deutsche Dramatiker vor ihm und nach ihm ging, Lessing so gut wie Goethe, Ludwig, der den vollen Kranz freilich nur berührte, so gut wie Hebbel, Kleist so gut wie der germanische Dramatiker Ibsen, der mit formlosen dramatischen Gedichten begann und dann noch in straffer Selbstsucht vom Naturalismus der „Gespenster“ zum stilistischen Idealismus des „Vorkman“ aufstieg. Die einzige Ausnahme ist Grillparzer, der, von romanischen Einflüssen nicht frei, auf dem eben gedängten Kampfplatz Schillers und Goethes schon fertige Waffen fand und, ein glücklicher Erbe, die eigene Kraft gleich in das neue Gewand kleiden konnte. Das Leben in Schillers großen Tragödien ist — wir lernen jetzt wieder empfinden — noch stärker als in seinen sprühenden Jugenddramen. Etwas Lebendigeres als die Reichstagszene des „Demetrius“ hat selbst Shakespeare in Caesars Ermordung nicht geschrieben und es ist ein ewig zu beklagender Schlag, daß dieses Drama so wenig vollendet ward wie Kleists in der Entwicklung parallel stehender „Robert Guiskard“.

Aber werden unsere Theater Schiller noch spielen können? Ruß nicht

die überall ertörende Klage um den verlorenen klassischen Stil, für den ein einheitlicher neuer noch immer nicht gewonnen wurde, um so heftiger klingen, wenn Schiller wieder an die Pforten pocht? Nein. Schiller läßt sich denn doch noch anders spielen, als die pathetische Durchschnittsfertigkeit der letzten Jahre ihn abhospelte. Wer wagt heute noch, uns eine postrende Johanna d'Arc zu zeigen, seit wir die holde Zartheit dieser nervösen Natur erfaßt haben? Was läßt sich nicht durch gute Schauspieler und noch mehr durch gute Regisseure aus dem „Fiesko“ herausholen? Wie lockend muß die Aufgabe sein, Wallenstein noch anders zu charakterisiren als durch einen gewaltigen Hut, prachtvolle Stulpenhandschuhe und tief sinnige Deklamation! Wir müssen eben das quellende Leben all dieser unsterblichen Gestalten herausholen und das mischwingende Pathos von Schillers Seele doch lodern lassen. Unsere Bühnen haben sich einen Stil Hauptmann, einen Stil Marterlinck, einen Stil Gorkij, sogar einen Stil Wilde angeeignet. Ist ein neuer Stil Schiller nicht auch einiger Tropfen werth, selbst wenn es da mehr Rüsse zu knacken giebt als in der „Salome“? Man muß Schiller einmal im Ausland gesehen haben, um seine Wirkung zu ermessen. Ich habe „Kabale und Liebe“ russisch in Kiew gesehen und das sehr gute, fast ganz russische Publikum folgte der Aufführung wie der eines neuen Stückes, ergriffen mitgehend und am Schluß begeistert.

Und Goethe? Ich höre schon lange die Frage mir entgegenöden. Wird Schillers aus vielen Symptomen erkennbares lebhaftes Hervortreten irgendwie auf Goethes Werthung bei uns wirken? Ich glaube und ich hoffe: Nein. Ich glaube und hoffe, daß wir schon jetzt als Kunstvolk weit genug sind, um die Geschmacklosigkeit der ewigen Abwägung endlich zu meiden. Goethe ist Goethe. Langsam, langsam steigen wir die Stufen in dem Wunderbau hinan, den er aufgeführt hat; und welches Geschlecht nach uns wird mit Wahrheit von sich sagen können, es stehe schon da, wo ihm erlaubt ist:

„Sich zu seligem Geschick
Dankend umzuarten“?

Schiller aber soll uns wieder Schiller werden, der, nach seines großen Landmannes Nothke Wort, „ein überirdisch Genie in alle Seelen schwang“, dessen Ableserliche ihr Rauschen wieder über dem deutschen Leben hören lassen sollen. Und die lächerliche Frage, wer von den beiden Riesen der „größere Dichter“ sei, lehre gerade Schiller uns zur verdienten Ruhe bestatten. Er zeigt ja gerade, was wir oft vergaßen, die Mannichfaltigkeit:

„Aber von Leben rauscht es und Lust, wo liebend die Schönheit
Herrschet, das ewige Eins wandelt sie tausendfach neu.“

Für unser Empfinden ist bezeichnend, daß jetzt, da sich erst leise regt, schon hier und da gefragt wird, wie Schillers Renaissance weiter wirken wird, ob sie nur ein lehtes Ausleuchten oder ein Morgenroth noch unabhäbarer Zukunft bedeute. Ein großer Dichter meinte neulich im Gespräch, Schillers Wiederkehr werde ein Abschluß, ein lehter Gruß sein. Das ist schwer zu widerlegen, schwer schon zu bekämpfen. Da spricht nur das Herz, nur das eigene suchende Gefühl. Und da möchte man denn freilich wünschen, daß Schillers großer Freund Recht hat, wenn er das von dem früh Vollendeten ausstrahlende Licht unendlich nennt.

Bleichröder.

„**C**hef-kabinet eine Treppe“. So zu lesen auf einem kleinen, unscheinbaren Schild an der linken Seite eines altmodischen Hausportals in der Behrenstraße, gegenüber der gelben Verblendstein-Zwingsburg der Deutschen Bank. Sonst nichts; kein Name, kein Wort, das verräthe, wem dieses Haus gehört, welchen Zwecken es dient. Ringsum ist hier fast jedem Gebäude seine Bestimmung in mäßigen Lettern auf die Stirn geschrieben oder gemeißelt; dieses eine sagt uns keine Silbe. Nicht einmal eine Allegorie ist zu sehen, die doch wenigstens für gewesene Oberprimaner verständlich wäre. Kein Olympier, kein Halbgott ziert das Giebel, fällt eine Nische. Eine völlig glatte Fassade. Neugier beschleicht den unkundigen Wanderer. allerlei Häuser schreien ihn an und betteln um seine Gunst: Bierpaläste und Banken, Ballettheater und Ballokale, Panoptikum zur Rechten, Panoptikum zur Linken. Nur das eine bleibt stumm. Wer mag hier thronen? Jedenfalls Einer, ders unter seiner Würde findet, sich dem Passanten vorzustellen. Wer ist der Chef, der in dem Kabinet Rath hält und Beschlüsse sanktionirt? Jeder Berliner kennt das Haus, das Heim der hundertjährigen Firma S. Bleichröder. Samuel Bleichröder, der als kleiner Wechsel angefangen hatte, hinterließ sie als Bankier von Rang seinem Sohn Gerson, unter dessen Leitung sie in die Geschichte kam und mit ihrem Ruf die Welt erfüllte. Damals — kaum glaublich, daß es erst Jahrzehnte her ist —, als man in Preußen noch nicht Kläre zu stiften brauchte, um Kommerzienrath zu werden, war Gerson Bleichröder an Würden, Einfluß und Begabung der erste Mann der berliner Finanz. Mit einer Seelenstärke, die man in der Geschäftswelt kaum suchen würde, ertrug er das Mißgeschick, das ihn im besten Mannesalter des Augenlichtes beraubte. Dieser Blinde sah auch nach dieser Heimjagung immer noch mehr als seine Fachgenossen mit ihren gesunden Augen. Zwanzig Jahre lang herrschte er als Blinder im Chef-kabinet; und in dieser langen, hangen Zeit litt das Geschäft niemals unter dem körperlichen Mangel des Chefs. Gerson fand in sich selbst das Licht, das ihm die Sonne vorenthielt. Bismarck hatte nicht geirrt; wie so oft, war auch hier das Urtheil richtig, das er sich bei der ersten Begegnung über den Vierziger gebildet hatte. In Gerson Bleichröder hatte der Ministerpräsident die Potenz gefunden, die er brauchte, wenn seine großen Pläne nicht an materieller Ungünstigkeit scheitern sollten, den schlauen Finanzdiplomaten, das geborene Rententalent. Mit Moltke und Roon ist auch Gerson von Bleichröder auf die Nachwelt gekommen und der große Kanzler hat ihm stets sein Vertrauen bewahrt. Doch Bismarck würde sicher gern zugeben, daß weder diese Gunst noch der Glanz, den die Vertretung Rothschilds dem Hause verlieh, den Ruf der Firma und der Persönlichkeit Bleichröders geschaffen hat. Gerson blieb blieb bis ans Ende seiner Tage auf dem Posten; nie schien er ein schwächlicher Greis, immer war er die treibende Kraft der Firma und all ihrer Transaktionen. Die Fähigkeit, sich, wo ers wollte, Geltung zu verschaffen, hat dem blinden Mann mit silberweißem Bart nie gefehlt. Als man ihn zur letzten Ruhe bettete, verschwand nicht eine zeitgeschichtlich interessante, doch unmodern gewordene Gestalt, sondern ein aktiver General schied aus der spärlichen Reihe der Heerführer im Kommandobereich der berliner Hochfinanz. Vor elf Jahren ist er gestorben. Noch steht das Haus in der Behren-

straße; noch wird S. Bleichröders Firmenzeichnung in der ganzen Welt als prima angenommen; noch führen die Prospekte vieler festverzinslichen Papiere diesen Namen als Gewähr der Bonität. Alles Handeln ist noch immer so solid, wie es dem standing des Geschäftes entspricht. Die alte, bewährte Walze läuft nach alter Weise. Denn das Gesetz der Trägheit gilt auch für dieses Gebiet menschlicher Bethätigung. Initiative aber, frische Kraft und junge Triebe sucht man vergebens; die Fähigkeit, sich der neueren Entwicklung der Finanzwirtschaft anzupassen, auf unbetretenem Pfad vorwärtszuschreiten, ist aus dem Cheffkabinet des stummen Hauses in der Behrenstraße längst verschwunden. Die Firma hat nicht mehr den alten Klang. Als Gerson lebte, salutirte Jeder den Namen Bleichröder und das Auge wirlte in Ehrfurcht auf den Briefen, die das Zeichen der Weltfirma trugen. Das ist vorbei. Wie Entweihung wirkt es, daß der Name, der einst den Gipfelpunkt deutscher Finanzklugheit bezeichnete, jetzt einen Betrieb deckt, der nur noch von den wohlthätigen Folgen vergangener Herrlichkeit zehrt. Die Firma hat den Nimbus, die alte Bedeutung verloren. Höchste Zeit, daß eine der großen Aktienbanken das Geschäft in sich aufnimmt und der Name Bleichröder endlich in den Historienbüchern der Heldenzzeit zur wohlverdienten Ruhe kommt. Von Gersons Söhnen leben noch zwei; ein dritter wurde das Opfer seiner Sportneigung und starb auf einer Automobilfahrt. Das Talent, die Thätigkeit und Fähigkeit des Vaters hatte keiner der Drei geerbt. Keiner hätte dem Namen, den ihm die Geburt gab, Ruhm zu schaffen vermocht. Und auch die Vorsicht, die Gerson zeigte, als er seinen ältesten und treuesten Beauftragten die Möglichkeit gewährte, Theilhaber zu werden, hat nicht viel genützt. Diese bevorzugten Clerks von S. Bleichröder haben sich zwar übereifrig bemüht, die Manieren der Chefs einer Weltfirma anzunehmen — und nicht einmal darin brachten sie zu rechtem Erfolg —, sind aber die ängstlichen Subalternen geblieben, die als Werkzeuge werthvoll, doch zur Führung ungeeignet sind.

Dieser Firma S. Bleichröder von 1904, die nur noch ein Schatten der alten Firma ist, hat der preussische Handelsminister nun einen deutlichen Beweis seiner Geringschätzung gegeben. Als er die — hier schon vor vierzehn Tagen als wahrscheinlich angekündete — Verstaatlichung der „Hibernia“ beschloß, hat er Bleichröder einfach ignoriert, obwohl dieses Bankhaus, im Bunde mit der Berliner Handelsgesellschaft, in dem Unternehmen seit dessen Gründung dominirt. Ohne den Inhabern ein Wort zu sagen, hat er der Dresdener Bank heimlich die Aufgabe übertragen, die Verstaatlichung vorzubereiten. Daß Herr Gutmann einen Auftrag, der ehrenvoll ist und reichen Gewinn bringt, gern übernahm, ist begreiflich. Grausam war aber, daß der Handelsminister Wolffs Telegraphenbureau als Sprachrohr wählte, um durch die Veröffentlichung des staatlichen Angebotes die alte Firma zu blamiren. W. T. B. ist, wie männiglich bekannt, eine Aktiengesellschaft, von der Bleichröder einen großen Posten Aktien besitzt. Ein bitteres Los, von dem eigenen Kreaturen verhöhnt zu werden. Daß die selbe Regierung, die noch vor wenigen Monaten ausdrücklich vor dem Lande erklärte, sie denke nicht an neuen Zerkenerwerb, ihre Hand nun zunächst nach der Hibernia ausstreckt, ist schon merkwürdig genug; fast noch merkwürdiger, daß sie die alte Firma dabei übergibt. Für das Prestige des Hauses Bleichröder eine schlimme Sache. Der Chef dieses Hauses konnte keinen vernünftigeren Entschluß fassen als den, unverzüglich zu bleiben und sich die Zustimmung zur Verstaatlichung weder abzwängen noch abschmeicheln zu lassen. Dis.

Zwei Briefe.

Seer Pfarrer Schowalter schreibt mir:

„Meine Skizze des bayerischen Liberalismus hat die Gemüther der Betroffenen in eine Erregung gebracht, die sich in den Debatten über den liberalen Wahlantrag im bayerischen Landtage Luft machte. Herr Dr. Casselmann warf die erste Lanze; er blieb innerhalb der Grenzen parlamentarischen Anstandes. Denn ein Vergleich mit Schippel, Göhre und ähnlichen Leuten von ‚eigenen Ansichten‘ ist keine Beleidigung; allerdings auch keine Widerlegung. Herr Wagner dagegen, der Vorsitzende der Fraktion, ging über die Grenzen des parlamentarisch Zulässigen hinaus. Die wiederholte Verusung seiner Gegner auf meine Kritik hat er mit den Worten zurückgewiesen: ‚Sie wissen ja selbst, wie man über Leute denkt, die ihr eigenes Nest beschützen.‘ Das ist nun wieder echt bayerisch-liberal. Ich lag niemals mit Herrn Wagner zusammen in dem selben Nest; würde mich auch schönstens dafür bedanken. Im Wahlkampf muß man in Bayern für die Liberalen stimmen, wenn man nicht roth oder schwarz wählen will; ich habe es niemals gethan, ohne zugleich dem Wunsch Ausdruck zu geben, daß die Partei mit dem schönen Namen dieses Opfers durch eine Reform am Haupt und in der Fraktion lohnen möge, damit auch wirklich liberale Männer von einiger Urtheilsfähigkeit mit Begeisterung — statt, wie bisher, nur der Noth gehorchend — unter ihr Banner treten könnten. Liberaler Parteimann bin ich niemals gewesen; nur Casselmanns Horn und Wagners Schimpfstrebe ermöglichten es der ‚Germania‘ und nach ihr der Kreuzzeitung, mich zum ‚Agitator der liberalen Partei‘, und Dr. Pichlers Organ, mich zu ‚einem der eifrigsten‘ unter ihnen zu machen. Aber selbst wenn ich Parteimitglied wäre, hätte ich mich doch damit — liberal ist ja der Name dieser Partei — nicht des Rechtes begeben, an ihren Führern Kritik zu üben. Die Führer sind ja nicht die Partei, sollten es wenigstens nicht sein; und was sie trifft, trifft nicht das ganze ‚Nest‘. Besonders dann nicht, wenn man, wie ich, dieser Partei zugesteht, daß ‚in ihren Reihen die Besten des Volkes stehen‘. Die Partei selbst kann sich auch durch die Kritisirung ihrer Führer gar nicht so ‚besudelt‘ fühlen, wenn, wie wir kürzlich erlebt haben, alte Vertrauensmänner, die sich die Hühnerwund laufen, um einen Proselyten zu machen, in öffentlicher Versammlung sich darüber mit dem Ausruf trösten: ‚Wir sind, Gott sei Dank, nicht identisch mit unseren Führern; wir geben sie ruhig preis, alle bis zum letzten, und bleiben doch liberal.‘ Meine Kritik war nicht heftiger als dieser Ausbruch innerster Empfindung. Tausend Andere empfinden das Selbe und verschlucken es in sich oder sprechen davon nur in vertrautem Kreis. Doch ich will mich weder persönlich vor dem Herrn Wagner rechtfertigen noch ihn befehlen. Das hieße, die persönliche Bedeutung dieses Herrn überschätzen. Rein sachlich aber betrachtet, ist die Erwiderung dieses ‚Führers‘ der liberalen Fraktion der schlagendste Beweis für die Wichtigkeit meiner Kritik und darum eine willkommene Ergänzung meines Artikels. Daß sie persönliche Feinde statt politischer Erziehung böten, warf ich den Mandatären der liberalen Partei vor. ‚Das sagt nun ein Liberaler‘, ruft der Sozialdemokrat Ghrhart im Landtag. Und der liberale Parteichef, der diesen Liberalen gar nicht zu kennen behauptet (obwohl die Fraktion die Idee zu ihrem Rehabilitationsversuch in der Wahlreformfrage wörtlich meiner Schrift entlehnt hat), geht mit keinem Wort auf die Grundlagen der Anklage ein, sondern verächtigt den Charakter des ihm unbekanntem Anklägers. Sehr einfach. Aber auch

liberal? Ja, eine Offenbarung der liberalen Gesinnung, wie sie in den berufenen, aber nicht auserwählten Vertretern der liberalen Partei lebt. Und die selben Herren eifern Jahr vor Jahr für die Befreiung des Landes von sozialdemokratischen und ultramontanen Fästzungen und für reinliche politische Agitation. Dieser Widerspruch zwischen Theorie und Praxis giebt dem öffentlichen Leben den Charakter der Unehrlichkeit und läßt es dem Wähler schließlich gleichgültig erscheinen, ob die Welt liberal, ultramontan oder sozialdemokratisch betrogen wird. Der liberalen Fraktion aber muß als besondere Schuld gebucht werden, daß sie nicht einmal im Stande ist, diesen Widerspruch in ihrem eigenen Verhalten zu erkennen. Sie rühmt, wenn sie es braucht, die Männer in der sozialdemokratischen Partei, die eine 'eigene Meinung' haben, und gründet darauf ihre Hoffnungen für die Zukunft. Bei der ersten Gelegenheit aber, wo sie ähnliche Umwandlungen unter ihrer Gefolgschaft entdeckt, appellirt sie an den Parteifanatismus, der durch Leute mit eigener Meinung 'sein Nest beschmußt' fühlt. Hier offenbaren also die Herren, wie sie heimlich über Leute denken, die sie öffentlich loben. Theoretisch wissen und lehren sie, daß eine wirksame Reform getragen sein muß von Gliedern des Standes, der Gruppe oder der Richtung, der die Reform nützen soll, — von innen, nicht von außen geht hier die Entwicklung; im eigenen Fall aber verlangen sie, daß wenigstens in den Reihen der Partei die Kritik schweige und dem Dogma von der sichtbaren oder zur Schau getragenen Einheit der Partei das Opfer politischer Einsicht willig gebracht werde. Nach ihrer Tradition war Luther ein Befreier seines Volkes; nach der Art, wie sie in eigener Sache sich vertheidigen, war er ein Mensch, der 'sein eigenes Nest beschmußt hat'. Genau so lehrt der Ultramontanismus. Der Liberalismus aber behauptet, das feste Bollwerk gegen ihn zu bilden. Armsüßiger Rhetorenbiberalismus!

Als Symptom nur ist die Kritik des liberalen Parteichefs bemerkenswerth. Die Sache selbst aber, die in solchen Symptomen sich verräth, zeigt sich deutlicher, wenn man beachtet, wie dieser Liberalismus im Falle Cras gerade für die Mißachtung der parlamentarischen Autorität eingetreten ist; wie er im Fall Mich-Prim gejubelt hat, als das Mißtrauensvotum der Kammer nicht beachtet wurde; wie er spöttisch die Nase rümpft, wenn man im Centrumslager die Abgeordneten des Volkes so ipso als Honoratioren aufführt. Die Kinder ihres Vaters zerstören das größte Werk, das ihr Vater geschaffen hat, das freie Volksparlament. Und doch wollen sie als legitim gelten. Ja, in den Münchener Neusten Nachrichten werden hoch über das Volksparlament die ernannten Körperschaften gestellt, wie das preussische Herrenhaus, die Würde und Wissen repräsentirten, eben weil sie nicht aus allgemeiner Wahl hervorgingen. Dabei bleibt man entschieden liberal. Im Prinzip. Aber Leidenschaft bringt diese Leute stets aus dem Konzept. Und eben darum sind sie nicht Führer im politischen Leben und nicht dazu geeignet. Mehr habe ich auch nicht gesagt.

Wer noch einen Beweis für diese Behauptung braucht, betrachte den neuesten Fall Heim. Endlich glaubt man, gefunden zu haben, was diese agitatorische Kraft lähmen kann. Eine der ehrenhaftesten Studentenkorporationen soll ihn für dauernd unfähig zur Satisfaction erklären und damit für das öffentliche Leben totgemacht haben. Der dieses Gerücht aufbrachte, war ein Corpsburche; und für Corpsburchen sind alle anderen 'ehrenhaften' Verbindungen offiziell und offiziös nur, 'Blasen'. Aber davon abgesehen: welcher vernünftige Mensch wüßte nicht, wie leicht im Verkehr Erwoachener die Gründe wiegen, die oft eine studentische Korporation zu Verurtheil- und In-

famieerklärungen bewegen? Rechne man nicht damit, so müßten die studentischen Ehrengerichte polizeilich überwacht werden. Auf alle Fälle ist es bürgerlich-liberale Moral, den Werth eines Lebens aus dem Thun und Lassen des reifen Mannes, nicht aus den Jugendebselen der Pflanzjahre zu bestimmen. Dandelt sich aber um einen Gegner, so vergißt man alle liberalen Grundsätze. Womit nicht gesagt sein soll, daß andere Parteien besser wären; nur fällt dieser Zwiespalt zwischen Grundsatz und Ausführung bei der liberalen Partei mehr ins Auge, weil ihr Name anspruchsvoller ist und ihr Programm einen höheren Flug nimmt. Nir ist das Material zu der Anklage gegen Dr. Heim schon lange unterbreitet worden; ich habe es zurückgewiesen und die Leute bedauert, die den Maßstab des Couleurstudenten für den Werthmesser sitzlicher Arbeit leistung halten. Politische Kinder mögen sich solche Raideuten leisten. Und als politische Kinder haben sich in diesem Fall, wie in hundert anderen Fällen, die bayerisch-liberalen Rhetoren und Skriptoren erwiesen.“

Herr Silbergleit schreibt mir:

„Als Sie neulich über das Drama ‚Rose Bernd‘ sprachen, warfen Sie Herrn Hauptmann vor, daß kriminalistisch in diesem Stück ‚Alles, jedes Detail, faßlich, völlig unmöglich sei.‘ Im Großen und Ganzen haben Sie, sehr geehrter Herr, damit gewiß Recht; nicht ganz so in jeder kleinsten Einzelheit. Wenn Sie das ‚Nothwehrrecht‘ Streckmanns ganz und gar negiren, weil er es mit einem ‚armsüßigen Schwächling‘ zu thun gehabt habe, so kann ich Ihnen darin nicht vollkommen beistimmen. Denn August Reil ist ihm, wenn auch mit einem ‚dürren Arm‘, an die Gurgel gekommen, einen sehr empfindlichen Körperteil, dem auch ein Buchbinder gefährlich werden kann, namentlich, wenn er, durch arge Beschimpfung seiner Braut, so sehr gereizt ist, daß er — des Kleistertopfes und der Gideonsgefinnung vergessend — überhaupt zur thätlichen Offensive schreitet. Sollte Dem gegenüber etwa Streckmann ruhig abwarten, bis der nicht so sehr seltene Sieg des Schwachen ihm den locus minoris resistentiae zerdrückt? Und übrigens darf im Gebiete des deutschen Strafrechtes auch ein beleidigter Bräutigam dem Beleidiger nicht an die Gurgel oder sonstwohin fahren; jüngst ist ja ein Vater, weil er einen jungen Burschen, der ihm die kleine Tochter nothzühigen wollte, auf frischer That durchprügelte, unter Genehmigung des Reichsgerichtes wegen Körperverletzung bestraft worden. Richtig ist, daß Streckmann gegen die Privatklage des alten Bernd ‚einen besseren Stand‘ gehabt hätte, weil er für seine inkriminirte Aeußerung, daß Rose ‚a Gesteck‘ habe, ihren Geliebten Plamm vorladen und überhaupt den Beweis der Wahrheit antreten konnte. Daß er trotzdem wegen formaler Beleidigung verurtheilt worden wäre, wird gerade Ihnen nicht unbekannt sein. Der Vorwurf, ‚a Gesteck‘ zu haben, gilt in Schlesien als sehr arge Beschimpfung; und nach § 192 St. G. B. schließt der Beweis der Wahrheit die Bestrafung nicht aus, wenn das Vorhandensein einer Beleidigung aus der Form der Behauptung oder aus den Umständen, unter denen sie geschah, hervorgeht. Vielleicht überschätzen Sie in prozessualer Hinsicht auch die Beschränkungen, die Streckmann vor dem § 177 St. G. B. (Nothwehr) hegen mußte. Rose hat ihm zwar ziemlich detaillirt die Schilderung der Nothwehrhandlung ins Gesicht gebrüllt. Aber was ist damit bewiesen? Sie war selbst zu ihm in die Stube gekommen, war ein wehrhaftes Fräulein, das ‚a Mäckerknecht ei de Presse geschlagen‘ hatte, und ihre Glaubwürdigkeit stand nach landläufiger Richterschnitzung tief unter Pari;

dem sie war ein bis in die Knochen unmoralisches Frauenzimmer. Völlig unmöglich — darin haben Sie unzweifelhaft Recht — war, daß Streckmann als Angeeschuldigter beidert werden konnte; nicht minder unmöglich und völlig falsch, daß Rose, nachdem Blamm und Streckmann beschworen hatten, mit ihr geschlechtlich verkehrt zu haben, über diesen Punkt ein Eib abverlangt wurde. Kein Richter Deutschlands, nicht einmal ein kommissarisch wirkender Referendar, hätte eine solche Verteidigung vorgenommen. Völlig falsch und unmöglich war auch, daß der alte Bernd die Privatklage für seine schon zweiundzwanzigjährige Tochter anstrengen konnte. Und nun lassen Sie mich zu dem Hauptzweck meines Schreibens kommen. Mit Ihrer juristischen Würdigung des Dramas haben Sie nämlich, sehr geehrter Herr Herrden, wieder einmal eine „große Frage“ angeschnitten, nämlich die Frage: ob den Dichtern und insbesondere den Dramatikern denn so ohne Weiteres gestattet sein kann, mit Gesetz und Recht ganz nach ihrem Belieben zu schalten und zu walten. Wiehe Jemand in einem Stück ein Zebra eine Pflanze sein, dann könnte er Schönes erleben; aber auf dem juristischen Gebiete darf er uns ungestraft und ungehört Aehnliches bieten. Von all diesen Verfehlungen und Ungulänglichkeiten wendet sich der juristisch gebildete Gast mit Grausen ab; die fast läckenlose Unkenntniß, die er da findet, bringt ihn oft beinahe um die Freude an künstlerischem Spiel. Das gilt für uns wie für das Ausland, für die Großen wie für die Kleinen. Ich will mit dem Allergrößten anfangen. Im „Kaufmann von Venedig“ hören wir von einem Vertrag oder Schuldtheil, nach dem der Schuldner, wenn er bei Verfall nicht zahlt, ein Pfund seines Fleisches hergeben soll. Das war doch aber ein vom vorn herein nichtiges Abkommen, nichtig, weil contra bonos mores, und nichtig nicht erst seit dem Codex Justinianens, sondern schon seit beinahe der Zeit der Zwölf Tafeln, nichtig auch nach den *leges barbarorum*, nach den Gesetzen Albiens wie Benedigs, ja, nichtig selbstverständlich auch nach dem Talmud. Und der kluge, geschäftskundige und im Gesetz erfahrene Geldmann Shylock, der, einst als armer Bocher in die Lagunenstadt eingewandert, Zechine auf Zechine mühsam und zäh, unter tausend unsäglichen Demüthigungen und Entbehrungen, gehäuft hat, er sollte seine unbeschnittenen Goldstücke gegen solchen nichtigen „Schein“, nicht werth des Papiersebens, gegen solchen todtgeborenen Vertrag hergegeben haben? Credat Judaeus Appella, würde Horaz sagen. Kein Konkurrenzneid und kein Rassenhaß — den übrigen venezianische Juden des Mittelalters eben so wenig kannten, wie ihn berlinische Juden unserer Tage kennen — hätte dem Vater Jessilas diesen Vertrag, der von Anfang an nur ein großes Loch war, annehmbar gemacht. Und gar das Urtheil! Das Pfund Fleisch soll er bekommen, darf aber keinen Tropfen Blut beim Ausschneiden vergießen. So blind ist nur die Themis der Poeten. Das ist ja gerade so, wie wenn mir das Recht zustände, ein fremdes Grundstück beliebig zu betreten, ich aber strafbar würde, sobald ich in dem weichen Erdreich eine Fußspur zurückließe. Das ist shakespeareische Juristerei, freilich gemildert und verklärt durch das Walten eines ewig siegreichen Genius. Und wie fein ist's, daß der Mund, der dem Shylock das unerhörte Urtheil fällt, der eines schönen und verliebten Mädchens ist! Ein anderes Bild. Gustav Prentags „Soll und Haben“, der Standard-Roman, der das Volk bei der Arbeit aufsuchte und fand. Pippus, der verkommene Advokat, lehrt da in düsterem Herdack bei viel Schnaps und wenig Gemüth Zeig Verträge machen und Reversé ausschreiben, die den Schuldner zu nichts verpflichten, die Erfüllung der von ihm übernommenen Verbindlichkeiten lediglich in sein, des Schuld-

ners, Belieben stellen sollen. Solche Verträge und Reversé giebt es aber in der Wirklichkeit nicht; die Erfüllung der Verbindlichkeit kann nie in das Belieben des Schuldners gestellt sein. Ueberhaupt sind die in der Literatur so viel benutzten juristischen Schliche spitzfindiger Advokaten auch im Leben nur *fable convenuo*; diese Fabel entstand aus der Furcht vor den holozer Doctores juris und lebte schon in der Zeit Verlichingens. Von Freitag zu Linbaus, Gräfin Lea. Da handelt es sich um die Frage der ‚Ebenbürtigkeit‘. Schon von vorn herein übersteht der Autor völlig den wichtigen Unterschied zwischen altem und neuem, hohem und niederem Adel; nur der hohe Adel kennt und verlangt ja Ebenbürtigkeit. Der Anwalt der Gräfin plaidirt, um die Ebenbürtigkeit des früheren Fräuleins Lea Brendel zu beweisen, für das Wort: ‚Edel sei der Mensch, hilfreich und gut‘; als ob diese Maxime mit der Ebenbürtigkeit Etwas zu thun hätte. Komischer Advokat, merkwürdiger Gerichtshof, der solches Maidoyer, ohne es zu unterbrechen, anhört. Man kann noch so viele fragwürdige Wechsel verarmter Edelleute hinter dem Rücken des Vaters einlösen oder verbrennen; ein Weib kann so edel wie Debora, so hilfreich wie die Heilige Barbara und so gütig wie Genovra sein: für die Ebenbürtigkeit wird dadurch nicht das Geringste bewiesen. Ein letztes Beispiel. In einem Theaterstück, das vor einigen Jahren ganze Thränenströme hervorlockte, wird ein liebevolles Fräulein wegen Kindesmordes zu zwanzig Jahren Zuchthaus verurtheilt. Es mußte Zuchthaus sein, es mußten auch zwanzig Jahre sein: die Sache wollte es. Auf Kindesmord steht nun allerdings Zuchthaus, aber das Höchstmah beträgt fünfzehn Jahre und noch nie, so lange Kindesmord verübt wird, ist auf dieses höchste Strafmaß erkannt worden. Sind gar mildernde Umstände vorhanden, so giebt es überhaupt nur Gefängniß. In unserem Trauerspiel — daher die Thränen! — waren alle nur denkbaren mildernden Umstände liebevoll und wunderbar vereint. Die Unglückliche war jung, unerfahren, edel, hilfreich und gut, Beute eines perfiden Verführers, arm, verlassen und ganz ohne gynäkologische Kenntnisse und Künste; dennoch ließ ihr geistiger Vater sie zwanzig Jahre lang im Zuchthause schmachten. Wie Recht haben Sie Alledem gegenüber, wenn Sie schreiben: ‚Wer seinen Landsleuten eine Kriminalgeschichte aus der Heimath erzählen will, muß das Strafrecht und die Strafprozessordnung des Landes kennen‘, und wenn Sie verlangen, daß, ‚wo des Bestalters Ziel in den Niederungen des Alltagslebens liegt, wo wir den ängstenden Drang spüren, im Kleinsten der Wirklichkeit nachzustüpern, nicht jeder Schritt uns die Erkenntniß bringen darf, daß unser Leben, unser Rechtszustand ganz anders ist, als er auf der Bühne dargestellt wird.‘ Wie es mit unserem Leben und unserem Rechtszustand nun gar erst in den Lustspielen aussieht, davon wollen wir lieber schweigen. Da wimmelt es von juristischen Unmöglichkeiten aller Art; unter der leichten Hülle des Scherzes leisten da vollendete Gentlemen und Ladies Handlungen, von denen der Autor sich nicht einmal träumen läßt, daß sie nichts Anderes sind als landläufiger Betrug, gewöhnlicher Diebstahl, regelrechte Unterschlagung, Unterdrückung und Fälschung von Urkunden, — ungefähr Alles, was das Strafgesetz verpönt. Es wäre wirklich sehr schön, wenn Ihr Wort uns eine Besserung dieses von Vielen als lästig empfundenen Zustandes brächte.“



Hibernia.

Nurhuvoll wälzt sich in der Thiergartenstraße ein Mann auf heißem Lager. Die Julinacht ist schwül und es dämmt noch nicht. Auch nicht im Hirn des Vagen, Pagenen, der unter dem spärlichen Schäbelschmuck der Malcontenten den buschigen Schnauzbart des Allüberwinders (oder Wachtmeisters) trägt. Kein Schlaf und kein Einsinn. Zum Verzweifeln. Bald — am zehnten August — vierundsechzig Jahre alt; und nichts für die Unsterblichkeit gethan. Nichts; trotzdem er schon vierzig Monate Excellenz heißt, also verpflichtet wäre, über den Troß hinweg himmelan zu ragen. Die boshafte Bande zählt ihn noch immer zum Durchschnitt. Die Zeitungsschreiber: natürlich; bis die Gesellschaft sich zur Anerkennung echten Verdienstes bequemt! Und hatte doch gejubelt, als Sanct Hinzpeters Schlüssel dem Brackweder Theodor Möller das Gnadenpförtlein aufthat. Endlich ein Mann aus dem praktischen Leben; kein Bureaukrat. Nicht die Sorte Brestfeld, die von den Lebensbedingungen modernen Gewerbes keine Ahnung hat und den Handel ein nothwendiges Uebel zu nennen pflegt. Aber auch nicht die Sorte Berlepsch, die sozialistend um den rauchenden Schornstein schleicht und auf anderer Leute Kosten — Schwiegerpapa Tiele Winckler braucht's, der arme Regalherr, nicht gerade zu sein — die Menschheit beglückt. Ein im gewerblichen Kampf Ergrauter, der weiß, wo den Produzenten, den Händler der Schuh drückt; ein richtiger Großindustrieller. Na, na, sagten die Westfalen; Großindustrieller ist ein Bischen viel. Da denkt man so ungefähr an Thyssen, Daniel und Stinnes. Der Kupferhammer des guten Möller ist eine Klitsche, nicht der Rede werth. Und Theodor selbst? Kein Göttergeschenk. Ein Industrieller von rechter Lage hätte was Besseres gewußt, als in den neunziger Jahren des Aufschwunges in den Fraktionen des Land- und Reichstages herumzusitzen. Immerhin können wir uns gratuliren. Gegen Brestfelds Ahnungslosigkeit und Unfleiß ist's eine Errungenschaft. Hat doch schon mal eine Maschine und einen leibhaftigen Arbeiter gesehen und weiß, was Report, Corner, Arbitrage ist. Man muß Gott für Alles danken. Ein Stärkerer hätte sich für das Ministermetier nicht hergegeben; höchstens ein übers Normalmaß Eitler, der dann vielleicht tolle Dummheiten gemacht hätte. . . Neidisches Pack, denkt Theodor; dreht die vom Schweiß feucht gewordene Bettdecke um und blickt im Dunkel auf sein Leben zurück. Das Leben eines Gerechten. Lehrjahre bei Woermann. Dann in England umgezuckt. Untauglich fürs Militär. Mit dem Bruder die übliche Kesselschmiede gegründet. Später die vom Vater ererbte Gerberei übernommen. Ins Bank-

und Versicherungswesen hineingerochen. Alles kennen gelernt. Doch nie nur an den Profit gedacht; immer ans Gemeinwohl. *Salus publica suprema lex*. Ueberall dabei. Handelskammer, Bezirksseisenbahnraih, sozialpolitische Vereine, Parlament. Geschrieben und geredet, was das Zeug hält. Arbeiterschutz, Handelsverträge, Wirthschaftlicher Ausschuss. Muster thätigen Altruismus. Auch war sein Verdienst nicht im Stillen geblieben. Seit 1892 Kommerzienrath (ohne die sechzig Bräunlinge, die in Berlin so oft als Tage gefordert werden) und acht Jahre danach Geheimer. Ein hübscher Anfang; der dennoch das Kommende nicht ahnen ließ. Minister für Handel und Gewerbe! Ein Bürgerlicher, ein Kesselschmied und Gerber ohne Bureaudressur. In Preußen! War nicht Bismarck auch, vor ein paar Jahren noch, Handelsminister? Eigentlich hätte der Lange Möller allen Grund, glücklich zu sein.

Der Lange Möller . . . Das ist's. Den Spitznamen wurde er nicht mehr los. Klingt leise komisch und kann doch, da das Wort vom Allerhöchsten stammt, nicht als unzulässig zurückgewiesen werden. Kein Zweifel: die Leute nehmen ihn nicht ganz ernst. Bei den Beamten sings an. Die schmunzelten submissiv, wenn er nicht gleich wußte, auf welche Stelle des Aktenpapiers er seinen Namen setzen sollte, und von den Ressortgeschäften, die vor seiner Zeit lagen, keinen blauen Dunst hatte. Doch nicht so leicht, sollte das Schmunzeln jagen, sich in unserem Apparat zurechtzufinden. Denen würde ers zeigen. Aber auch in der Fraktion benahmen die alten nationalliberalen Freunde sich manchmal kurios. Thaten, als müßte er liberale Politik machen, den Kanal aus der Erde zaubern, mit Poddbielski und Hammerstein abfahren wie der Teufel mit 'ner armen Seele und Bülow die Länderei mit dem Centrum verbieten. Und wenn er in der Sitzung ihnen die Schwierigkeit seiner Lage schilderte und fast Entschuldigung von der Sünde erbat, jemals Minister geworden zu sein, dann sah er namentlich auf den Gesichtern der Aelteren, der Hammacher, Hobrecht und Konsorten, ein efliges Mitleid. Und er giebt sich doch, weiß Gott, Mühe genug; reist, bei Kälte und Hitze, in Preußen umher, preist den Kaiser, den wirthschaftlichen Frieden, die Harmonie der Interessen, den lieben Gott, der keinen Deutschen verläßt, den Segen der Selbsthilfe und die stets wache Fürsorge des Staates; redet von guten und schlechten Jahren, tröstet und warnt und verspricht, daß es sicher naß wird, wenns erst zu regnen anfängt. Redet so viel, daß die Kollegen schon spitze Bemerkungen über seine Miththeilbarkeit machen und Einer die spöttische Variante aufgebracht hat, das Wandern sei des Möllers Lust. Am Schlimmsten sind aber die Zunftgenossen von ehedem. Keine Spur von Respekt. Wenn er den Kneifer aufsetzt und eben

so feier- wie väterlich von seinen Erfahrungen als Industrieller und Kaufmann spricht, schütteln sie die Köpfe. Einer von der röthesten Erde hats ihm mal ins Gesicht gesagt: „Wenn Sie den richtigen Spiritus für die Sache hätten, wäre aus Ihrem Kupferhämmerchen was Anderes geworden und Sie hätten in den vierzig Bombenjahren, die Sie nun schon mitlaufen, irgend Etwas geleistet, das sich sehen lassen kann. Vers in dieser Zeit fabelhafter Entwicklung nicht konnte, lernts nie. Daß Sie uns nicht imponiren, darf Sie also nicht wundern, Excellenz.“ Ein Krakehler, der nie nach dem Gemeinwohl gefragt, sondern einfach die Millionen zusammengeharkt hat. Aber so geht es nicht weiter. Man hat auch seinen Ehrgeiz. Drei Jahre und etliche Monde schon Minister; und das Prestige, wenn mans bei Licht besieht, ziemlich beschädigt. Jetzt ist zum Nachdenken Zeit. Der Kaiser ist schon auf der Rückreise. Nächstens wird die neue Dienstwohnung fertig und die Excellenz braucht nicht mehr aus dem Thiergarten täglich ins Bureau zu wandern. Jetzt nur noch einen guten Einfall. Eine That, die aus dem Buch deutscher Geschichte nie wieder zu tilgen ist. Wer weiß? Vielleicht fände man selbst bei dieser Hitze dann ruhigen Schlaf.

Herr Möller dreht das elektrische Nachtlämpchen auf und greift, um von lästiger Selbstquälerei loszukommen, nach den Abendblättern. Krieg, Mirbach, Reisepläne Seiner Majestät, Nord, Südwestafrika, Handelsverträge. „Graf Bülow wird...“ Natürlich. Der hats bequem. Immer genannt; selbst in Norderney oben auf. Wird von den Handelsverträgen auch wieder das Fett für sich abschöpfen. Als obs in Preußen keinen Handelsminister, im Auswärtigen Amt keine handelspolitische Abtheilung gäbe. Das wird eine Zeit neuer Kergernisse. Deffentlich und privatim wird man wieder zu hören kriegen, ob mit den Handelsverträgen denn der Handelsminister gar nichts zu thun habe. Fehlt gerade noch. Was man gegen die Wurmkrankheit, für bessere Arbeiterklosets, gegen den Plan, schlecht rentirende Zechen eingehen zu lassen, gethan hat, wird ja nicht anerkannt. Noch weniger die verdammte schwere Arbeit, die hinter den Coullissen zu leisten war, um der Industrie die Agravierforderungen annehmbar zu machen. Alles nichts Glänzendes. Und ohne Glanz gehts nicht weiter. Sonst wärs vernünftiger gewesen, am Ursprung der Lutter zu bleiben. Wie siehts denn eigentlich da unten aus? Den Eisenleuten wird der Vertrag mit Rußland das Leben erleichtern. Von einer besonders günstigen Kohlenkonjunktur ist noch nichts zu merken. Harpener, Königsborn, Gelsenkirchen, Hibernia: überall schwache Monatsbilanzen. Die Verlängerung des Kohlensyndikates wirkt eben noch nicht. Wenn das Syndikat, das über die Hälfte des deutschen Brennstoffes verfügt, erst

und heute noch nicht zu beschäftigen. Preußen hat in Oberschlesien, an der Saar, im Harz anschnliche Kohlengruben; fünfzehn Prozent der Gesamtförderung kommen aus Staatschachten, und wenn der Staat, der alljährlich rund sieben Millionen Tonnen Kohle verbraucht, auch im Ruhrkohlenbecken das Montanergewerbe selbst treiben will, so ist dagegen nichts Prinzipielles einzuwenden. Unerhört aber und unerschaut ist die Methode, die Herr Möller angewandt hat, um seinen Plan durchzusetzen. Ehrgeiz, übereifrige Sucht, seinen vom Ruhm bisher verschmähten Namen an eine Großthat zu knüpfen, muß ihm den Blick getrübt haben. Nur ein Mann, der im Bann einer alles ruhige Walten des Menschenverstandes dominirenden Zwangsvorstellung steht, konnte den Weg wählen, den der Handelsminister beschritten hat.

Er will die Bergwerksgesellschaft Hibernia kaufen, die drittgrößte im Ruhrrevier; und verheimlichte diese Absicht der Verwaltung und den beiden Bankinstituten, die seit der Geburt der Hibernia dem Unternehmen verbunden sind: der Firma S. Bleichröder und der Berliner Handelsgesellschaft. Niemand erfährt ein Sterbenswörtchen von dem Plan. Niemand? Doch: Einer ist auserwählt. Herr Konjul Eugen Gutmann, Direktor der Dresdener Bank, wird eingeweiht. Warum gerade er, der mit der Hibernia nichts zu thun hat? Mysterium. Nur Vermuthungen sind möglich. Vor vierzehn Tagen schon, als das große Geheimniß noch nicht entschleiert war, wurde hier daran erinnert, daß zu Möllers Intimen Herr Eduard Arnhold gehört. Inhaber der Kohlenfirma Caesar Wollheim, die sich mit Emanuel (Frig) Friedländer & Co. in den Großhandel theilt. Ein Wohlthäter feinsten Stils, ein Maccenas, der im Stillen manchem darbdenden Talent vorwärts geholfen hat; und ein sehr gescheiter Kaufmann. Den der sichere Instinkt aber plötzlich zu verlassen scheint, wenn er über seinen Geschäftsbezirk hinausgreift. Daß er seinen Namen unter ein Injerat setzte, in dem das von einem berliner Stadtverordneten über die Große Berliner Straßenbahn gefällte Urtheil bekämpft werden sollte, bewies einen argen Mangel an Augenmaß. Und wenn er in Sachen Hibernia den Minister berathen hat, war er klug genug, nicht klug zu sein. Wahrscheinlich klingts. Herr Arnhold sitzt im Aufsichtsrath der Dresdener Bank und kann zu Freund Möller wohl gesprochen haben: Das macht Ihnen Gutmann besser als jeder Andere. Ohne solche Intervention wäre die Wahl des Agenten unerklärlich. Herr Gutmann (in dessen Zügen Venbach, als er ihn malte, Etwas von einem auf schlechte Wege gerathenen Bismarckentdeckte) ist nicht beliebt und war in seinem geschäftlichen Handeln nie besonders wählerisch; selbst die paar Leute, die ihn noch für ein Finanz-

genie halten, finden ihn allzu spekulativ und wild, zu sehr Bankdirektor aus der alten Romanschule. Die Sache wäre, auch wenn Herr Schwabach oder Herr Fürstenberg sie gemacht hätte, nicht anodin geworden. Immerhin waren sie die Hauptinteressenten, vertraten die breite Schicht der alten Aktienbesitzer und durften nicht übergangen werden. Oder mußte es just ein Konsul sein, auf daß er dafür Sorge, ne quid res publica detrimenti capiat?

Dann hat der Konsul die Hoffnung, die auf ihn gesetzt war, nicht erfüllt. Die von Möller & Gutmann begonnene Aktion hat der res publica geschadet; denn sie hat das Ansehen der Staatsregierung, das schon vorher keinen Riesenschatten warf, noch beträchtlich geschmälert. Aber sie brachte Ersatz: den Zweiflern gab sie den Glauben zurück, daß auch bei den mobilsten Kapitalisten noch Tugend wohnt, und lehrte uns erkennen, daß in den Bankbureaux nicht nur Profitwütherriche hausen, sondern auch Ritter, denen nicht, wie weiland Herrn Vespasian, jeder Geschäftsgewinn lieblich duftet.

Herr Gutmann hat alle Hibernia-Aktien, die er bekommen konnte, aufgekauft. Niemand wußte, zu welchem Zweck. Sommerspekulation? Nahe Verwirklichung des alten Märchentraumes vom Riesentrugbündniß zwischen Eisen und Kohle? Oder haben gar die Russen etwa ein paar Millionen Tonnen zu nie erlangtem Preis gekauft? Warum nicht? Da nicht einmal dem Geflüster widersprochen wird, Herr Ballin habe die Aufgabe übernommen, das Baltische Geschwader von der Nordsee bis zum Gelben Meer mit Kohle zu versorgen, schien Alles möglich. Der Kurs der Hibernia-Aktien stieg von 200 auf 230; im Juli, nach einem ungünstigen Monatsausweis. Der von der Dresdener Bank erworbene Posten wurde schon auf ungefähr fünfzehn Millionen geschätzt. Die Verwaltung konnte dem Spiel nicht länger müßig zusehen. Der Ruffichtrath erklärte, Fusionen, Ankäufe von Bechen und Ruzen seien nicht geplant, und beantragte, um die Gesellschaft vor Ueberrumpelung und Majorisirung zu schützen, eine Kapitalserhöhung, also die Ausgabe neuer Aktien, auf die den alten Aktionären aber kein Bezugsrecht gewährt werden solle. Dieser Schreckschuß verfehlte die Wirkung nicht. Herr Gutmann eilte herbei und suchte die Interessenten in ein Bündniß zu locken. Das wurde, mit allen Details, bald danach an der Börse erzählt; und hinzugefügt, der Werber sei überall rauh abgewiesen worden. Hört und staunt: Die Direktoren großer Bankhäuser haben einen sicheren Gewinn von Hunderttausenden verschmäht, weil sie die Sache zu standalös, den Vertrauensbruch unentschuldigbar fanden. Und nun mußte der Fuchs aus dem Bau; denn das Geheimniß war vier, fünf Männern enthüllt und würde bald le secret de Polichinelle

sein. Dienstag: Antrag auf Kapitalserhöhung. Mittwoch: Versuche, in der Behrenstraße Profitgenossen zu werben. Donnerstag: offiziöse Ankündigung, daß der Staat die Hibernia zum Kurs von ungefähr 240 kaufen will. Offenbar war der Konsul zum Minister gelaufen und hatte ihm bewiesen, daß er nicht eine Stunde mehr zögern dürfe. Sensation; an den nächsten beiden Tagen stiegen die Aktien auf 250. Jetzt verstand man, warum Herr Möller sich an einen dem Unternehmen Fremden gewandt hatte. Der Handelsgesellschaft und den Firmen S. Bleichröder und C. G. Trinkaus durfte er nicht zumuthen, ihren Kunden wissentlich den Kursgewinn zu kürzen. Aber er hat nicht nur geduldet, sondern durch seinen Auftrag erst ermöglicht, daß den ahnungslosen Aktionären ihr Besitz zu wesentlich niedrigerem Kurs, als er dem Angebot entspricht, von einem Wissenden abgenommen wurde. Er hat bewirkt, daß die Dresdener Bank, wenn das Spiel gelingt, vier bis fünf Millionen verdient und höhere Dividende bewilligen kann als sämtliche Konkurrenten. Und er ist Minister für Handel und Gewerbe und hat dafür zu sorgen, daß im Geschäftsleben Treue und Glaube nicht enttäuscht, der Schwache vom Starken nicht übervorthelt wird.

4

Vielleicht wird nichts aus dem Plan. Für absehbare Zeit sicher nicht, wenn die Kapitalserhöhung durchgeht. Das scheint freilich zweifelhaft. Noch zweifelhafter aber, ob Herr Eugenius Gutmann bis zum Tage der entscheidenden Generalversammlung über die Mehrheit der Aktien gebieten wird. Da nur eine Dreiviertelmehrheit die Auflösung beschließen kann, braucht die Opposition noch nicht einmal ein Drittel aller stimmfähigen Aktien, um Möller & Gutmann mit einer Schlappe heimzuschicken. Und zur Opposition gehören nicht nur Vorstand und Aufsichtsrath der Hibernia, die finden, der Kaufvertrag entspreche nicht der Rentabilität des Unternehmens und „gewähre für die Aufgabe der Zukunftsaussichten keine Gegenleistung“. Die ganze Haute Banque wehrt sich in einmüthiger Empörung gegen die unheimlich heimliche Mädlerei und hält zu Bleichröder und Fürstenberg. Und auch in Rheinland-Westfalen waffnet sich der Widerstand gegen den ersten Versuch einer Fiskalisierung und gegen die Art, wie er vorbereitet wurde. Die Entscheidung hängt von den Aktionären ab, die von beiden Gruppen zum Kampf aufgerufen, von beiden gebeten werden, ihre Vertretung getrost dem rühmlich bekannten Mandatar anzuvertrauen. Wenn die Aktionäre, namentlich die großen, kaltblütig bleiben und nicht fürchten, die Ablehnung der staatlichen Offerte könne sie für die Dauer um den Ertrag der jetzt bewirkten Kurssteigerung bringen, dann hat Eugen, der edle Ritter, mehr versprochen, als er zu halten vermag.

Welche Gruppe schließlich im Kampf siegen und wie die Haute Banque sich fortan zu dem Konsul Gutmann stellen wird: diese Fragen brauchen den Zuschauer nicht zu erregen. Ein Wörtlein unwilligen Staunens über das Verhalten des Handelsministers wird aber auch diesem Neutralen gestattet sein. Wenn Herr Möller ein Bergwerk verstaatlichen will, hat er sein Preisangebot öffentlich zu machen und darüber zu wachen, daß die Gelegenheit nicht zu Spekulationen benutzt, Niemand benachtheiligt und keinem Mitwiffer die Möglichkeit verschafft wird, seine bessere Kenntniß auf Kosten anderer Deutschen auszunützen. Nach keiner Seite darf ein Druck geübt werden, sagte Bismarck, als er die Verstaatlichung der Eisenbahnen empfahl. Und welcher Lärm tobte damals durchs Land! Jetzt ist in der großen berliner Presse noch kein unjanftes Wort gegen Herrn Möller gesagt worden; trotzdem er auf dem Wege zu einer sozialpolitischen That zunächst einer Bank Millionengewinne zugeschanzt und den Besitz der Aktionäre geschmälert hat, die gerechten Anspruch auf volle Ausnützung der Konjunktur hatten und, als sie zu 200, 210, 220 verkauften, nicht ahnen konnten, daß der Staat bereit sei, mindestens 240 zu zahlen. Kein hartes Wort. Hat der große Brackweder endlich das Ziel seiner stolzen Träume erreicht? Oder ist Herr Gutmann wenigstens bei den hauptstädtischen Fabrikanten der öffentlichen Meinung doch beliebter, als man bisher annahm? Beide schwelgen, wie berichtet wird, schon im Hochgefühl sicheren Triumphes. Zu Journalisten, die Inspiration bei ihm suchten, soll Herr Möller gesagt haben, er sehe in der Hibernia-Aktion die größte That seines amtlichen Wirkens. Im Ernst. Doch er könnte sich täuschen. Hinter der Front der Gruppe, die den Kampf aufgenommen hat, sind Großmächte thätig. Schon wird in der rheinischen Centrumpresse gefragt, ob die Kurstreiberei nöthig war und das Kaufangebot nicht viel bessere Ausichten hatte, als die Aktien zu 200 notirt wurden. Der Landtag könnte einen Strich durch die feine Rechnung des brackweder Titanen machen. Wenns überhaupt so weit kommt . . . Neugierig wartet Mancher auf das Urtheil der Staatsregierung. Soll sie im Parlament erst an die Zeit Guizots erinnert werden, an das système corrupteur des cumularde und an den berüchtigten Schlachtruf: Enrichissez-vous? Haben die Minister Posadowsky und Rheinbaben, die auf ihre Reputation als Wirthschaftspolitiker halten, das Thun und Unterlassen ihres Kollegen aus der Thiergartenstraße gebilligt? Oder ist Herr Theodor Möller auf eigene Gefahr dem Trugbild eines Julikönigthumes nachgecilt, als er im Hochsommer den großen Frostspanner, *Hibernia defollaria* L., haschen wollte, und wird er zugleich mit seiner Dienstwohnung fertig sein?